

Vierteljahreszeitschrift
für Stadtgeschichte, Stadtsoziologie,
Denkmalpflege und Stadtentwicklung



Forum Stadt



44. Jahrgang
2|2017

Harald Bodenschatz /
Tilman Harlander (Hrsg.)

STADT UND HOCHSCHULEN



Forum Stadt
Verlag



Vierteljahresschrift für Stadtgeschichte, Stadtsoziologie, Denkmalpflege und Stadtentwicklung

Herausgegeben vom »Forum Stadt – Netzwerk historischer Städte e.V.« in
Verbindung mit Harald Bodenschatz, Tilman Harlander, Johann Jessen,
Friedrich Mielke, Jürgen Reulecke, Erika Spiegel und Jürgen Zieger

Redaktionskollegium:

Hans Schultheiß (Chefredakteur)

Prof. Dr. Dietrich Denecke, Universität Göttingen,
Geographisches Institut

Prof. Dr. Andreas Gestrich, London,
Deutsches Historisches Institut

Dr. Theresia Gürtler Berger, Luzern,
Ressort Denkmalpflege und Kulturgüterschutz

Dr. Robert Kaltenbrunner, Bonn und Berlin,
Bundesinst. für Bau-, Stadt- und Raumforschung

Prof. Dr. Hans-Rudolf Meier, Bauhaus-Universität
Weimar, Denkmalpflege und Baugeschichte

Prof. Dr. Klaus Jan Philipp, Universität Stuttgart,
Institut für Architekturgeschichte

Dr. habil. Olaf Schnur, Berlin, vhw Bundesverband
für Wohnen und Stadtentwicklung

Prof. Dr.-Ing. Barbara Schöning, Bauhaus-Universität
Weimar, Fakultät Architektur und Urbanistik

Prof. Dr. Dieter Schott, TU Darmstadt,
Institut für Geschichte

Prof. Dr.-Ing. Christina Simon-Philipp, Hochschule
für Technik Stuttgart, Fakultät Architektur

Redaktionelle Zuschriften

und Besprechungsexemplare werden an die
Redaktionsadresse erbeten:

Forum Stadt

Postfach 100355

73728 Esslingen

Email: hans.schultheiss@email.de

Website: www.forum-stadt.eu

Die Zeitschrift Forum Stadt ist zugleich Mitglieder-
zeitschrift des ca. 110 Städte umfassenden

»Forum Stadt – Netzwerk historische Städte e.V.«

Erscheinungsweise:

jährlich 4 Hefte zu je mind. 88 Seiten.

Bezugsbedingungen:

Jahresabonnement EUR 89,- Einzelheft EUR 24,-
Vorzugspreis für Studierende EUR 64,-
jeweils zzgl. Versandkosten.

Ein Abonnement gilt, falls nicht befristet bestellt,
zur Fortsetzung bis auf Widerruf. Kündigungen
des Abonnements können nur zum Ablauf eines
Jahres erfolgen und müssen bis zum 15. November
des laufenden Jahres beim Vertrieb, Verlag oder
der Redaktion eingegangen sein.

Vertrieb:

Südost Service GmbH

Am Steinfeld 4, D - 94065 Waldkirchen

Fax +49(0)8581-9605-754

E-mail: info@suedost-service.de

Verlag:

Forum Stadt Verlag (FStV)

Ecklenstraße 32, 70184 Stuttgart

E-mail: forumstadtverlag@email.de

Mit Namen gekennzeichnete Beiträge geben nicht unbeding-
t die Meinung der Redaktion wieder. Redaktion und
Verlag haften nicht für unverlangt eingesandte Manu-
skripte. Die der Redaktion angebotenen Originalbeiträge
dürfen nicht gleichzeitig in anderen Publikationen veröf-
fentlicht werden. Mit der Annahme zur Veröffentlichung
überträgt der Autor dem »Forum Stadt – Netzwerk histo-
rischer Städte« e.V. und dem Verlag das ausschließliche
Verlagsrecht für die Zeit bis zum Ablauf des Urheber-
rechts. Eingeschlossen sind insbesondere auch das Recht
zur Herstellung elektronischer Versionen und zur Ein-
speicherung in Datenbanken sowie das Recht zu deren
Vervielfältigung online und offline. Alle in dieser Zeit-
schrift veröffentlichten Beiträge sind urheberrechtlich ge-
schützt. Kein Teil der Zeitschrift darf außerhalb der engen
Grenzen des Urheberrechts ohne schriftliche Genehmi-
gung in irgendeiner Form reproduziert oder in eine von
Maschinen, insbesondere von Datenverarbeitungsanla-
gen verwendbare Sprache übertragen werden.

Druck: Griebisch & Rochol Druck, Hamm

© 2017 Forum Stadt e.V., Esslingen

Printed in Germany / ISSN 2192 - 8924



Bis zum 37. Jahrgang 2010 erschien die »Viertel-
jahresschrift für Stadtgeschichte, Stadtsoziologie,
Denkmalpflege und Stadtentwicklung« unter
dem Obertitel »Die alte Stadt« (ISSN 0170-9364).

STADT UND HOCHSCHULEN

Herausgegeben von
Harald Bodenschatz und Tilman Harlander

Editorial

<i>Harald Bodenschatz/Tilman Harlander</i>	
Stadt und Hochschulen	115

Abhandlungen

<i>Helmut Bott</i>	
Stadt und Universität	121
<i>Michael Braum</i>	
Wissen schafft Stadt – Stadt schafft Wissen. Die Internationale Bauausstellung Heidelberg	139
<i>Melanie Mertens</i>	
Zischen Expansion und Exodus – oder wieviel Universität verträgt eine Altstadt?	149
<i>Annette Friedrich</i>	
Heidelberg – Strategien und Planungen für die Stadt in der Wissensgesellschaft	163
<i>Hans-Rudolf Meier</i>	
Die Bauhaus-Universität und die Topographie der Moderne	175
<i>Rainer Bruha</i>	
Freiberg in Sachsen: Universität und Stadtentwicklung im Einklang?	187
<i>Clemens Kieser</i>	
Parnass am Bodensee. Die Universität Konstanz als großes Haus der Bildung	197
<i>Piero Sassi</i>	
Universität und erhaltende Stadterneuerung am Beispiel von Ferrara, Italien	213
<i>Peter Meusbürger</i>	
Wissensmilieus. Was verstehen wir darunter und wie wirken Sie?	229

Autorinnen / Autoren 241**Besprechungen**

- DETLEF DÖRING (Hrsg.), Geschichte der Stadt Leipzig, Bd. 2.
Von der Reformation bis zum Wiener Kongress (*Dieter J. Mehlhorn*) 242
- VERA DENZER/ ANDREAS DIX/ HAIK THOMAS PORADA (Hrsg.), Leipzig.
Eine landeskundliche Bestandsaufnahme im Raum Leipzig (*Immo B. Eberl*) 244

Umschlag:

Universität Wien um 1900

Quelle: wikipedia commons, LC-DIG-ppmsc-09214.

Stadt und Hochschulen

Editorial

Der Abschied von der Industriegesellschaft ist seit Jahrzehnten im Gang. Wir stehen mitten in einem Epochenumbruch, der sich vor dem Hintergrund der enormen Dynamik der Informationstechnologien und neuen Medien mit wachsender Deutlichkeit als Weg in eine „Wissengesellschaft“ charakterisieren lässt. Arbeit, Rohstoffe und Kapital behalten ihre Bedeutung, aber die Verfügbarkeit, Vernetzung und Verarbeitung von zukunftsfähigem „Wissen“ wird in der globalisierten Welt immer mehr zur ausschlaggebenden Ressource, die über Fortschritt und Wachstum, Stagnation oder Niedergang entscheidet.

Die Städte spielen hierbei die wichtigste Rolle. Gelingt im Rahmen einer „wissensbasierten Stadtentwicklung“ die Transformation zu „urbanen Wissenslandschaften“ mit neuen „Wissenskulturen und Wissensmilieus“ (Ulf Matthiesen)?¹ „Wissen“ in diesem Sinn darf keinesfalls allein auf „Wissenschaft“ und Universitätsbildung verkürzt werden, sondern umfasst auch das immense sonstige „Erfahrungswissen“ und die ihm zugeordneten tertiären Erwachsenen-Bildungsinstitutionen.

„Forum Stadt“ hat das Verhältnis von Stadt und Bildungsbauten in zwei aufeinander aufbauenden Internationalen Tagungen thematisiert. Im Mai 2015 fand in Schwäbisch Gmünd – mit Konzentration auf die Bildungsbauten im Primar- und Sekundarschulbereich – in Zusammenarbeit mit dem Landesamt für Denkmal-



1 Vgl. U. Matthiesen, Heidelberg und seine IBA: Experimentierräume für eine soziale Europäische „Knowledge Pearl“, in: M. Braum u. a. (Hrsg.), Die Wissensstadt von morgen – Reflexionen: IBA_ Logbuch N°1, Zürich 2017.

pflege im Regierungspräsidium Stuttgart die Tagung unter dem Titel „Stadt, Schule, Quartier, Bildungsbauten im Umbruch“ statt.² Im Juni 2016 lag dann in einer in Kooperation mit der „IBA Heidelberg“ veranstalteten Tagung „Stadt und Hochschulen“ in Heidelberg, deren Beiträge in diesem Heft dokumentiert werden, der Fokus allein auf den Bauten der Erwachsenenbildung bzw. den Universitäten.³ Im Zentrum standen dabei die Fragen: Wie hat sich das Verhältnis von Stadt und Hochschulen stadträumlich entwickelt? Wie lassen sich Stadt- und Quartiersplanung enger mit Hochschulplanung verzahnen? Welche Vor- und Nachteile besitzen verschiedene Modelle städtebaulicher Integration von Bildungsbauten insbesondere in Mittel- und Kleinstädten? Und welche Besonderheiten ergeben sich speziell für historische Städte mit denkmalgeschützten Zentren?

Der Austausch zu diesen Fragen mit dem Fokus auf Städtebau und Architektur war umso wichtiger, als sich die großen Debatten um die Zukunft der deutschen Hochschullandschaft immer wieder auf die Frage nach deren internationaler Konkurrenzfähigkeit und eine Förderung von Eliteuniversitäten zu verengen drohen. In diesem übergeordneten Ringen um die bildungspolitischen Weichenstellungen der Zukunft spielen die konkrete stadträumliche Lage der Bildungsbauten und deren städtebauliche Integration in das Stadtganze kaum eine Rolle. Hochschulen erscheinen dann gleichsam ortlos – eine Sicht der Dinge, die für manchen bis heute durch die rasant wachsende Bedeutung der neuen Medien und die Virtualisierung von Kommunikation ohnehin vorgezeichnet erscheint. Doch längst ist – nicht zuletzt auch durch die Clusterung von „science-communities“ bzw. der Angehörigen der „creative class“⁴ – evident: Auch die neuen Medien und Informationstechnologien fördern räumliche Konzentration. Sie werden die Hochschullandschaft, die Wissensproduktion und auch unsere Städte tiefgreifend verändern, werden aber nicht zur Folge haben, dass Hochschulen als konkrete Orte und Bauten verschwinden werden. Face to face Kontakte und räumliche Nähe sind auf dem Weg zur „Wissensstadt“ auch in Zukunft ohne Alternative.

Auf diese Entwicklung haben viele Hochschulen bereits reagiert: Nach Jahrzehnten der Dominanz von Campus-Universitäten werden seit geraumer Zeit innerstädti-

2 Vgl. hierzu K. Renz, Die Schule in der Stadt – eine Beziehungsgeschichte, in: Forum Stadt 3 (2016), S. 227 ff. und J. Schneider, Schule und Stadt: Transdisziplinarität als Ressource“, in: Forum Stadt 1 (2017), S. 39 ff.

3 Forum Stadt hatte sich bereits vor eineinhalb Jahrzehnten mit einem eigenen Schwerpunktheft der Thematik von „Stadt und Universität“ angenommen. Damals ging es auf der einen Seite nach fast einem Vierteljahrhundert der Nichtbeachtung vor allem um die Modernisierung der in die Jahre gekommenen Universitätsneubauten aus den 1960er und 1970er Jahren und auf der anderen Seite um eine Reflektion der Transformation der DDR-Universitäten in das bundesrepublikanische Hochschulsystem; vgl. J. Jessen (Hrsg.), Stadt und Universität (Schwerpunktheft), Die alte Stadt 1 (2003).

4 Vgl. R. Florida, The rise of the creative class (revisited), New York 2012.

sche Hochschullagen wieder stärker geschätzt. Das öffnet zugleich große Chancen für die Städte, vor allem auch für historische Altstädte mit bedeutender historischer Bausubstanz. Die bessere Integration von Hochschulen und Bildungsbauten kann einen wichtigen Beitrag zur erhaltenden Erneuerung der Altstädte leisten.

Die kooperationsbereite Öffnung der Hochschulen zur Stadt zeigt sich im historischen Rückblick als keineswegs selbstverständlich. Lange Phasen waren eher durch gegenseitige Abschließung und Abschottung geprägt – Tendenzen, die sich in der stadträumlichen Lage, aber auch im Städtebau und der Architektur der Hochschulen mehr oder weniger deutlich manifestierten. Im ersten Beitrag zeichnet **HELMUT BOTT** in einem großen Bogen vom Mittelalter bis in die Gegenwart die spannungsreiche, oft auch konflikthafte Geschichte des Verhältnisses von *Stadt und Universität* nach. Der Weg führte von den ersten Stadt-Universitäten in Bologna oder Paris über die amerikanischen Campus-Universitäten und deren – fragwürdige – Adaption nach dem Zweiten Weltkrieg in Deutschland bis hin zu den Bemühungen um eine Integration bzw. „Re-Urbanisierung“ der Hochschulen in der Gegenwart – eine große Chance, so der Autor, in „strategischer Koalition mit den Interessen der Stadt“ wieder stärker „in die Stadtgesellschaft hineinzuwirken“.

Dass in Heidelberg über ein ganzes Jahrzehnt, 2012-2022, eine Internationale Bauausstellung unter dem Leitthema „Wissen|schafft|Stadt“ durchgeführt wird, war für „Forum Stadt“ ein wichtiger Anlass und eine besondere Chance, dort das für den Städtebau von morgen so wichtige Thema „Hochschulen und Stadt“ zu erörtern – in Kooperation mit der „IBA Heidelberg“. **MICHAEL BRAUM**, Geschäftsführender Direktor der IBA, stellt in seinem Beitrag *Wissen schafft Stadt – Stadt schafft Wissen. Die Internationale Bauausstellung Heidelberg* das Konzept einer wissensbasierten Bauausstellung in einer Stadt vor, die wie kaum eine andere in Deutschland über Jahrhunderte durch das Wechselspiel von Universität und Stadt geprägt worden ist. Die IBA fungiert ihrem Selbstverständnis nach als Think Tank von Zukunftsszenarien für eine attraktive und konkurrenzfähige „Knowledge Pearl Heidelberg“. Hier geht es um die Zukunft des Wissenschaftsstandortes Heidelberg, um Projekte innerhalb wie außerhalb der Altstadt. Vor allem aber wird deutlich, mit welchen – auf die Zivilgesellschaft als Ganzes bezogenen – Verfahren eine Stadtentwicklung in Zukunft qualifiziert werden kann.

Schon der Titel des auf die Baugeschichte der „Ruperto Carola Heidelberg“, der ältesten Universität Deutschlands, konzentrierten Beitrags von **MELANIE MERTENS** *Zwischen Expansion und Exodus oder wieviel Universität verträgt eine Altstadt?* verweist auf eine Schlüsselfrage, die vor allem seit dem 19. Jahrhundert im Kontext des enormen Ausbaus der Hochschullandschaft immer drängender wurde: Wieviel Ausdehnung, Aneignung und Umnutzung von Altbaubeständen für Zwecke der

Universität ist erwünscht und stadtverträglich möglich? Ganz besonders virulent wurden diese Fragen angesichts der nach dem Zweiten Weltkrieg herrschenden großen Raumnot. Die begleitenden heftigen Auseinandersetzungen waren nicht allein durch Expansionserfordernisse geprägt, sondern vor allem durch die divergierenden Architektur- und Stadtvisionen von modernen Architekten einerseits und Traditionalisten andererseits. Nicht zuletzt dank des Engagements und der wachsenden Bedeutung der Denkmalpflege gelang es – trotz nicht unerheblicher Abrisse – insgesamt doch, Kompromisse zu finden, die das Heidelberger Stadtbild bewahrten.

Heidelberg hat, dies betont **ANNETTE FRIEDRICH**, Leiterin des Heidelberger Stadtplanungsamtes in ihrem Beitrag *Heidelberg – Strategien und Planungen für die Stadt in der Wissensgesellschaft*, die Herausforderung, sich als „Wissensstadt“ zu positionieren, offensiv angenommen. Die IBA Heidelberg als Schlüsselinstrument nimmt dabei die Rolle eines visionären Ideengebers ein. Heute ringt die Stadt im Rahmen einer „inkluisiven Gesamtstrategie“ um eine zugleich bürgernahe und effektive Neuverteilung und Vernetzung der „Wissensorte“ über die Stadt. Dazu gehört auch die regionale Dimension: die Nähe der Zentren der neuen Industrie wie Mannheim und Ludwigshafen sowie die Nähe zum Großflughafen in Frankfurt am Main. Strategischer Partner ist nicht nur die Universität, sondern die Stadt sucht – vor allem mit Blick auf die anstehende Neunutzung großer Konversionsflächen – verstärkt auch Kooperationen mit anderen „Wissensträgern“ wie privaten Hochschulen oder großen Schulzentren. Auf dem Gelände der „Patton Barracks“ etwa soll der neue Typus eines Wissenschafts-Wirtschafts-Campus innovativ weiterentwickelt werden.

Weimar ist eine besondere Stadt, eine Kulturhauptstadt mit Ecken und Kanten, eine Stadt, die eine besondere Hochschule besitzt, an deren Leitung Henry van de Velde, Walter Gropius, Otto Bartning, Paul Schultze-Naumburg und Hermann Henselmann mitwirkten. In jeder Phase ihrer Geschichte wurden in das Stadtgefüge der Stadt Weimar neue Orte und Bildungsbauten eingeschrieben – „Glanz und Elend der neueren deutschen Geschichte in ihrer ganzen Widersprüchlichkeit“ sind bis heute wie kaum an einem anderen Ort „fußläufig erlebbar“. **HANS-RUDOLF MEIER** entfaltet in seinem Beitrag *Die Bauhaus-Universität und die Topographie der Moderne* nicht nur das historische Verhältnis zwischen dem Staatlichen Bauhaus und der Stadt Weimar, sondern stellt auch ein Konzept vor, wie mit diesem Erbe so umgegangen werden kann, dass es als Teil einer größeren, vor allem durch Diktaturen geprägten Stadtentwicklung begriffen werden kann. Die „Topographie der Moderne“ ist ein zukunftsweisendes Modell für den reflektierten Umgang mit dem Verhältnis zwischen Hochschule, Stadt und Gesellschaft.

Die Bergakademie Freiberg ist die älteste noch bestehende Montanhochschule der Welt, und die Stadt Freiberg verfügt über eines der bedeutendsten historischen

Zentren in Ostdeutschland. Doch die Entwicklung von Akademie und Stadt war nicht immer abgestimmt und aufeinander rückbezogen, wie der Beitrag *Freiberg in Sachsen: Universität und Stadtentwicklung im Einklang?* von RAINER BRUHA verdeutlicht. Seit ihrer Gründung 1765 bis zum Ersten Weltkrieg entfaltete sich die Bergakademie innerhalb der historischen Stadt. Danach setzte eine Entwicklung ein, die zur Altstadt auf Distanz ging. Die aktuellen strategischen Bemühungen zielen wieder auf eine räumlich engere Beziehung zwischen Altstadt und jetziger Technischer Universität. Das eröffnet neue Möglichkeiten der Umnutzung wichtiger historischer Bauten.

Wie Heidelberg heute als Eliteuniversität eingestuft, ist die Reform-Universität Konstanz freilich eine Neuplanung im Kontext der Universitätsneugründungen der 1960er und 1970er Jahre. In deutlichem Abstand zur Stadt sollte hier in Anlehnung an die angloamerikanische Campus-Idee eine eigene, auf sich selbst bezogene Wissenschafts-Stadt entstehen. CLEMENS KIESER zeichnet in seinem Beitrag *Parnass am Bodensee. Die Universität Konstanz als großes Haus der Bildung* die gesamte, hoch ambitionierte Planungs- und Bauphase nach und setzt sich mit den darauf folgenden widersprüchlichen Bewertungen durch Zeitgenossen und Architekturkritiker auseinander. Im Ergebnis entstand in Konstanz eine hoch verdichtete, modern-skulpturale Struktur am Hang, die sich – obwohl zeitgenössisch auch hart kritisiert – über die Jahrzehnte hinweg, so Clemens Kieser, „als zukunftsfähig, anpassungsfähig und erweiterbar“ erwiesen hat.

Die Universitätsstadt Ferrara ist in mehrfacher Hinsicht eine europäische Modellstadt. Sie ist seit den 1970er Jahren neben Bologna das zweite bedeutende Beispiel für die behutsame Erneuerung einer berühmten, als „Gesamtdenkmal“ ausgewiesenen Altstadt in der Emilia Romagna. Sie ist darüber hinaus auch das herausragende Modell dafür, dass diese Erneuerung sich über Jahrzehnte in einer engen Kooperation mit der Universität vollzieht, die – 1391 gegründet – ähnlich alt wie die Heidelbergs ist. Das bedeutet nicht zuletzt, dass wichtige historische Bauten durch die Universität genutzt werden. Der Beitrag *Universität und erhaltende Stadterneuerung am Beispiel Ferrara, Italien* von PIERO SASSI, einem gebürtigen Ferrareser, verdeutlicht die Besonderheiten dieser Universitätsstadt, deren Altstadt 1995 als Weltkulturerbe anerkannt worden ist.

Mit Rekurs auf Heidelberg, aber mit verallgemeinertem Anspruch entwickelt PETER MEUSBURGER im abschließenden, auf seinem Abendvortrag auf der Heidelberger Tagung basierenden Beitrag *Wissensmilieus. Was verstehen wir darunter und wie wirken sie?* eine Perspektive, die in der Analyse von wissenschaftlichem Fortschritt und wissenschaftlicher Entwicklung nicht allein die Geschichte der Wissenschaft, sondern auch deren Geographie („Geografie of Science“) systematisch ins Blickfeld nimmt. Wissenschaftlicher Erfolg hängt offensichtlich nicht nur

vom Forschertalent oder übergeordneten Rahmenbedingungen ab, sondern sehr konkret auch vom örtlichen Handlungskontext, dem „knowledge environment“ oder „Wissensmilieu“. Natürlich können kreative Prozesse nicht von oben geplant oder verordnet werden. Aber eine kluge und kooperative Stadt- und Städtebaupolitik kann entscheidend dazu beitragen, dass lokale Wissensmilieus nachhaltig gestärkt werden.

Die Tagung mit ihren Diskussionen und die vorliegenden Beiträge resümierend können wir festhalten: Die Zukunft unserer Gesellschaft und der Städte als innovativer „Wissensorte“ hängt nicht nur von den Spitzenuniversitäten ab, sondern von einer Stabilisierung der breit gestreuten Hochschul- und Bildungslandschaft – eine Besonderheit der europäischen und vor allem auch der deutschen Städte. Öffnung der Hochschulen, nicht Abschottung und damit die Chance zur Teilhabe aller sind die Grundlagen einer erfolgreichen Entwicklung. Nicht zuletzt mit Blick auf die neuen Herausforderungen der Immigration werden gute, in die Stadt integrierte, dezentrale Einrichtungen der Erwachsenenbildung eine Schlüsselbedeutung gewinnen.

Die Stadt als strategischer Ort der Kommunikation, des Austauschs und der kritischen Reflexion bleibt für Bildungsbauten unverzichtbar, ja wird angesichts der hochmobilen Wissensproduzenten immer wichtiger. Ziel ist heute nicht die Trennung, sondern eine möglichst enge Verzahnung von Hochschule und Stadt – in städtebaulicher, baulicher wie sozialer Hinsicht. Dies bedeutet nicht zuletzt für Städte mit historischen Altstädten: Priorität für die Bestandsentwicklung, d. h. Weiter- und Umnutzung des überkommenen baulichen Bestands. Jede Stadt profitiert von ihren Hochschulen und jede Hochschule profitiert von ihrer Stadt. Freilich muss „Stadt“ mehr und mehr in regionalem Maßstab gedacht werden.

Das Verhältnis von Hochschule und Stadt bedarf der dauernden Pflege, es optimiert sich nicht von selbst. Hier ist ein institutionalisierter Dialog zwischen den Hochschulen, Wissenschaftsmilieus, Kommunalpolitik, Denkmalpflege und Zivilgesellschaft erforderlich. Es ist auch keineswegs selbstverständlich, dass Wissen sozial und ökologisch orientiert produziert und umgesetzt wird. Mit Blick auf Vergangenheit wie globale Gegenwart ist immer wieder zu fragen: Cui bono, cui malo, wer profitiert und wer leidet darunter? Wie kann die Wissensproduktion auch die Stadt fördern, in der sie stattfindet? Wie erreicht sie deren Bürger, und wie wird eine Kontrolle über die Inhalte der Wissenschaft gesichert? Ziel ist also nicht nur eine „Stadt der Wissenschaft“, sondern eine Stadt reflektierter Wissenschaft, die sich ihrer gesellschaftlichen Verantwortung immer wieder vergewissert.

Berlin / Stuttgart / Esslingen im Mai 2017

Harald Bodenschatz, Tilman Harlander

Stadt und Universität¹

Institutionen der sogenannten „tertiären Bildung“,² Wissenschaft und Forschung entwickelten sich in Europa im Spannungsfeld von räumlicher Exklusivität außerhalb der Stadtgesellschaft einerseits und räumlicher Integration in die urbanen Strukturen andererseits. Die stadträumliche Ausformung dieses Verhältnisses wandelte sich mit der allgemeinen sozioökonomischen Entwicklung und mit der zunehmenden Bedeutung von Wissen, Forschung und Technologie. Eröffnen sich heute, so die auf die Zukunft gerichtete Fragestellung des Beitrags, nach dem Wandel der Stadt-Universität zur Campus-Universität wieder neue Möglichkeiten für eine Re-Urbanisierung der Universität?

1. Die Entstehung der europäischen Universität im Mittelalter

Die europäische Universität entwickelte sich im komplexen Kraftfeld lokaler, überregionaler und gar gesamteuropäischer Interessen und Machtstrukturen.³ Neben exklusiven höfischen (z. B. Palastschulen) und vor allem kirchlichen Institutionen höherer Bildung in Klöstern und an Bischofssitzen entstanden im Hochmittelalter auch private Schulen für höhere Bildung außerhalb der feudalen Institutionen in Städten. Die römische Kurie stattete ab dem 11. Jahrhundert einige dieser Schulen mit Sonderrechten aus, wodurch sie zu privilegierten Einrichtungen innerhalb der

1 Der vorliegende Artikel basiert auf den Ergebnissen des Forschungsprojektes „Univercity – Stadt und Universität“, das in Kooperation mit chinesischen Partnern am Städtebau-Institut der Universität Stuttgart, Lehrstuhl Städtebau und Entwerfen, Prof. Dr. Helmut Bott, 2011–2014 im Rahmen des Science Bridge Programms der Robert-Bosch-Stiftung mit Unterstützung des IZKT der Universität Stuttgart durchgeführt wurde.

2 Der „tertiäre“ Bildungsbereich umfasst Bildungsinstitutionen, die auf einer abgeschlossenen Sekundarschulbildung aufbauen, traditionell die Universitätsausbildung.

3 Zur Entstehungsgeschichte der europäischen Universitäten im Mittelalter vgl. *W. Rüegg* (Hrsg.), *Geschichte der Universität in Europa*, Bd. I, Mittelalter, München 1993; *R. Müller*, *Geschichte der Universität*. Von der mittelalterlichen Universitas zur deutschen Hochschule, München 1990; *W. Weber*, *Geschichte der europäischen Universität*, Stuttgart 2002; siehe auch *H. Bott/D. Teodorovici*, *Die Entstehung der europäischen Universität*, in: *H. Bott*, *UniverCity – Stadt und Universität*, Stuttgart 2015, S. 24 ff.



Abb. 1: Bild der Gründungsfeier der Universität Basel am 4. April 1460 im Basler Münster; Bischof Johann von Venningen ernennt den Dompropst Georg von Andlau zum ersten Rektor und übergibt die Stiftungsurkunde dem Bürgermeister; Quelle: Universitätsbibliothek Basel, AN II 3; Rektoratsmatrikel der Universität Basel, Bd. 1 (1460-1567); vgl. www.e-codices.unifr.ch/de/list/one/ubb/AN-II-0003 [16.04.2017].

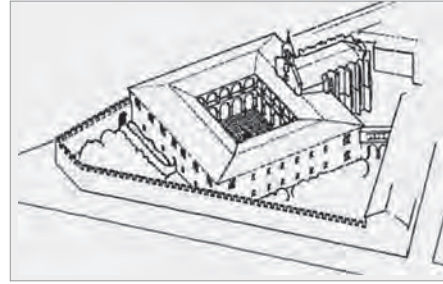


Abb. 2: Spanisches Collegium (1365-1367), Bologna; Quelle: K. Rückbrod, *Universität und Kollegium, Baugeschichte und Bautypen*, Darmstadt 1977, Abb. 18.

Stadtgesellschaft wurden. Damit war die Institution der europäischen Universität geboren. Zwar waren Städte an den zusätzlichen Einnahmen (Mieten, Gaststätten und Handel) durchaus interessiert. Zwischen den selbstbewussten, gebildeten und mit Sonderrechten ausgestatteten Scholaren und den städtischen Institutionen flammten jedoch zu verschiedensten Anlässen immer wieder Konflikte auf.

In den Universitäten entfalteten sich Formen von Selbstverwaltung, ähnlich wie die der städtischen Korporationen der Patrizier oder der Zünfte bzw. der

Selbstverwaltungsorgane der Stadtgemeinschaften. Alltagsleben und Kleidung entsprachen bis zum Beginn der Neuzeit zunächst jedoch eher klösterlichen Gemeinschaften. Universitäten hatten von Beginn an eine starke Orientierung auf ihre innere, akademische Gemeinschaft, ebenso auf die Universitätsstadt, waren aber gleichzeitig auch Bestandteil der internationalen Welt der lateinisch-christlich geprägten Wissenschaften. Alle Texte wurden in Latein verfasst und gelesen. Examina der päpstlich anerkannten Universitäten mussten überall akzeptiert werden und Auslandsaufenthalte, z. B. zum Studium kanonischen und römischen Rechts in Bologna, waren nichts Außergewöhnliches. Fahrende Scholaren gehörten bereits zur mittelalterlichen Welt.

Als erstes Kolleg, das nach einem einheitlichen Plan errichtet wurde, gilt das Spanische Collegium in Bologna (erbaut 1365-1367), das zum Vorbild für die europäischen Kollegienbauten wurde (vgl. Abb. 2).⁴

Die Universitäten waren bis in die frühe Neuzeit hinein keine „Forschungsuniversitäten“. Es ging darum, die Bibel zu interpretieren, die Schriften berühmter Theologen und Texte antiker Philosophen und Wissenschaftler zu lesen, zu kommentieren und an die Studenten weiter zu geben. Der Unterricht fand zunächst in angemieteten Räumen kleiner Bürgerhäuser statt. Berühmte Universitäten wie Paris wuchsen in Jahrzehnten Haus um Haus, Grundstück um Grundstück. Sobald Vermögen und Platzverhältnisse es erlaubten, entstanden in der Regel Anlagen, die – ähnlich wie städtische Klöster – um einen Innenhof gruppiert waren: Vierflügel- oder ummauerte Dreiflügelanlagen mit Innenhof, Eingangstor und Turm, Kirche oder Gebetsräumen, Unterrichtsräumen, Bibliothek, Professorenwohnungen und gemeinschaftlichen Schlafsälen für Studenten, Speiseraum, Küche und sonstigen Nebenräumen. Die Kreuzgangarchitektur symbolisiert die Stiftungsvorstellung einer klosterähnlichen Gemeinschaft.

Häufig gab es als externe Wohnheime die *Bursen*. Zunächst waren es angemietete Wohngebäude, denen später Neubauten wachsender Größe folgten. Das Beispiel der Universität Wien vor der Umgestaltung in der frühen Neuzeit zeigt die Verteilung der universitären Einrichtungen innerhalb des Quartiers. Der Alltag der Studenten führte sie demnach permanent durch die Gassen und somit zu Kontakten mit den Handwerkern, Händlern und Dienstboten des Stadtteils. Ähnlich waren die Bedingungen in Paris oder Bologna.



Abb. 3: Altes Universitätsviertel Wien vor der Umgestaltung durch die Jesuiten ab 1625 unter Ferdinand II; Quelle: *Universität Wien*; 650 Plus. Geschichte der Universität Wien, Abb.: Hueber/Perger 1985; vgl: <http://geschichte.univie.ac.at/de/gebaeude/neue-schule-nova-structura> [16.04.2017].

4 Ein Überblick über die historische Entwicklung der Typologie der Universitätsbauten findet sich bei K. Rückbrod, *Universität und Kollegium, Baugeschichte und Bautypen*, Darmstadt 1977.

2. Weiterentwicklung der Universitäten in der frühen Neuzeit

Mit der Renaissance begannen sich die modernen Natur- und Ingenieurwissenschaften zu entfalten. Neben den „artes liberales“ und den drei klassischen Fächern (Medizin, Theologie und Jurisprudenz) begannen die angewandten Wissenschaften, die „artes mechanicae“, sich wissenschaftlichen Methoden zuzuwenden. Gleichzeitig verbreiteten sich durch den Humanismus die Kenntnisse über die antiken Wissenschaften rasch in der Gelehrtenwelt und nicht zuletzt begann sich die Medizin durch Untersuchungen an Toten zu einer empirisch-experimentellen Wissenschaft zu entwickeln.⁵

In Konkurrenz zu den Universitäten entstanden ab dem 15. Jahrhundert Gelehrtenkreise an großen Fürstenhöfen, insbesondere in Italien (Florenz, Urbino, Mailand, Rom, Neapel). Gerade auch die Astronomie wurde zusehends außerhalb der Universitäten weiterentwickelt. Galilei, Kopernikus und auch Kepler suchten fürstlich-königliche Unterstützer, um Sternwarten, Teleskope und Messgeräte für ungestörte Forschung finanziert zu bekommen.⁶

Der Weg zur Etablierung von „Forschungsuniversitäten“ war lang. In der bereits 1386 als erster deutscher Universität gegründeten Ruprecht-Karls-Universität wurde 1556 ein Lehrstuhl für Physik, aber erst 1752 ein Lehrstuhl für experimentelle und mathematische Physik eingerichtet.⁷

Ein hochinteressantes Beispiel für das räumliche Verhältnis von Stadt und Universität ist das ab 1562 unmittelbar im Zentrum errichtete *Archiginnasio* in Bologna (vgl. Abb. 4). In Erdgeschoß waren kommerzielle Nutzungen (Läden, Trattorien) zur Straße hin integriert. Durch diese „Schicht“ hindurch gelangt man in den Innenhof, von dem aus die Universitätsräume im Obergeschoß erschlossen werden. Der hybride Bau drückt die Integration der berühmten Universität in die reiche Stadtgesellschaft des päpstlichen Bologna aus, organisiert jedoch das akademische Leben um den internen Hof. Der geschlossene Hof blieb noch lange der Grundtypus vieler Kollegiengebäude, die sich erst allmählich mehr zur Stadt hin öffneten. So wurde etwa die 1571 gegründete Universität Altdorf bereits als Dreiflügel-Anlage

5 Zur Entwicklung der Universitäten in der Neuzeit vgl. W. Rüegg (Hrsg.), *Geschichte der Universität in Europa*, Bd. II, *Von der Reformation zur Französischen Revolution (1500-1800)*, München 1996; R. Stichweh, *Der frühmoderne Staat und die europäische Universität – Zur Interaktion von Politik und Erziehungssystem im Prozess ihrer Ausdifferenzierung*, Frankfurt a. M. 1991, siehe auch H. Bott, *Die Entwicklung der Universitäten in der frühen Neuzeit*, in: H. Bott (s. A 3).

6 Außeruniversitäre Akademien entstanden ab dem 16. Jahrhundert: in Frankreich 1530 das „College de France“, 1653 die Académie française, 1666 die Académie royale des sciences; in England 1661 die Royal Society in London; in Deutschland 1652 die Academia Leopoldina in Schweinfurt.

7 Vgl.: www.physik.uni-heidelberg.de [16.04.2017].



Abb. 4: Archiginnasio, Bologna (1562); Gemälde von Contardo Tomaselli und Onofrio Zanotti, La facciata del palazzo dell'Archiginnasio (rechts im Bild); das Erdgeschoss ist für den Handel bestimmt, das Obergeschoss für die Universität von Bologna; gemeinfreie Quelle: www.archiginnasio.it 1849 C [17.04.2017].



Abb. 5: Johann Georg Puschner (1680-1749), „Der Fleissige Student“ (um 1725); im Hintergrund die charakteristische Architektur des Altdorfer Universitätsgebäudes mit Innenhof und Torhaus, aus dem heraus und in das hinein die Universitätsmitglieder strömen. Die Kleidung des Studenten hat sich von der „mönchischen“ Erscheinung mittelalterlicher Studenten bereits weit entfernt; Quelle: J. G. Puschner / *Dendrono* [Pseudonym], „Natürliche Abschilderung des academischen Lebens in gegenwärtigen Vierzehn schönen Figuren ans Licht gestellt von D.“, ca. 1725 (Nachdruck Nürnberg/Altdorf 1962/1993).

konzipiert. Sie ist zum Stadtraum hin nur noch durch eine Mauer und ein Torhaus abgetrennt und wirkt so zur Stadt hin weit mehr geöffnet als die introvertierten Kollegengebäude des Mittelalters.

Im 18. Jahrhundert hatte die neuzeitliche Wissenschaft durch die großen Forscher, Theoretiker und Experimentatoren bahnbrechende Erfolge. Die Aufklärung setzte sich durch. Der Status der Universitäten war gesichert und die Bedeutung der Wissenschaft für die absolutistischen Staaten anerkannt. Universitätsplanung wurde zur Staatsaufgabe.

1.1. Die 1. Phase des Universitätsexportes

Der Eroberung riesiger Kolonialreiche in Süd- und Mittelamerika durch Spanien und Portugal folgte auch die Verbreitung katholischer, insbesondere auch jesuitischer Bildungseinrichtungen in den eroberten Kolonien. 1538 wurde die Universität

Santo Domingo auf der Grundlage eines Privilegs von Papst Paul III. gegründet. 1551 folgte Lima und 1553 eröffnete der Vizekönig von Neuspanien, Luis de Velasco, im historischen Zentrum von Mexico City die erste Universität.

Dabei wurden nicht nur die Bindung an die katholische Kirche und die Organisationsformen aus Europa übernommen. Die Universitäten wurden wie in Süd- und Zentraleuropa in den Stadtzentren platziert und in der Bauform des introvertierten, um einen Innenhof gruppierten Kollegengebäudes errichtet.⁸

Nahezu ein Jahrhundert später erfolgte die Gründung der ersten protestantischen Hochschulen in Nordamerika: Harvard 1636 als Theologenschule, 1776 die Universität von North Carolina, 1785 die Universität von Georgia. Diese Vorläufer nordamerikanischer Universitäten entstanden bereits aus Privatinitiativen und nicht als gezielte Maßnahme englischer Kolonialpolitik, wie in Lateinamerika.

Die ersten Colleges von Harvard wurden außerhalb der Stadt Cambridge errichtet, waren also nicht in eine dichte, urbane Baustruktur integriert. Es entstand eine lockere Baugruppe mit offener Bebauung auf dem freien Feld, die eher einer kleinen ländlichen Siedlung oder einem Gutshof mit allerlei Nebengebäuden entsprach als einer europäischen Universität. Im Zentrum der Anlage befand sich kein geschlossener Innenhof, sondern „the yard“.

3. Universitätsentwicklung im 19. Jahrhundert

Der mit der allmählichen Durchsetzung der industriellen Revolution verbundene Übergang in die bürgerlich-kapitalistische Gesellschaft, insbesondere aber die Französische Revolution mit ihren politischen und militärischen Folgen lösten eine radikale Reform des Universitätswesens aus. In Frankreich wurden nach der Revolution die zentralen, staatlichen Spezialhochschulen gegründet, aus denen die „Grandes écoles“ hervorgingen. Eine von ihnen, die „École Polytechnique“, wurde weltweit zum Vorbild des neuen Typs der „Technischen Hochschule“.

Ausgehend von Preußen vollzog sich in vielen Staaten ein grundlegender Wandel der inneren Universitätsstruktur und des Verhältnisses der Universitäten zu Kirche und Staat. Die tiefe Krise Preußens nach den Niederlagen gegen die französische Revolutionsheere eröffnete jüngeren Beamten ein schmales Zeitfenster für weitgehende Reformen (von Stein, von Hardenberg, von Humboldt).

8 Zur Entwicklung lateinamerikanischer und nordamerikanischer Universitäten vgl. u. a. C. Summerfield u. a. (Hrsg.), *International Dictionary of University Histories*, Chicago/London 1998; G. Kubler, *Mexican architecture of the sixteenth century*. 2 Bde., Westport 1975; C. Elliott/M. Rossiter (Hrsg.), *Science at Harvard. Historical Perspectives*, London/Toronto 1992; J. Quincy, *The History of Harvard University*, New York 1977.

**Abb. 6:**

Harvard, 1636 gegründet.
Campus der Universität. Vogel-
perspektive, um 1668; Quelle:
St. A. Kliment (Hrsg.), *Building
type basics for college and uni-
versity facilities*, Hoboken / NJ
2003, S. 29.

Die radikale, liberale Universitätsreform, die der preußische Diplomat und Privatgelehrte Wilhelm von Humboldt 1810 mit der Gründung der Universität Berlin anstieß, unterstützte den Aufschwung der geistes- und naturwissenschaftlichen Entwicklung im Verlaufe des 19. Jahrhundert nicht nur in Deutschland. Durch die Verbindung von Forschung und Lehre, durch die Proklamation der Freiheit von Forschung und Lehre sowie die weitgehende Selbstverwaltung wurde die Berliner Universität zum Prototyp der modernen deutschen Forschungsuniversität. Die Professoren gründeten Seminare und Institute, in denen mit den Mitarbeitern und unter Einbeziehung von Studenten geforscht und fleißig publiziert wurde. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts galt das „Humboldtsche Modell“ weithin als Ideal der modernen Forschungsuniversität.

Die Naturwissenschaften bekamen erst im 19. Jahrhundert eigenständige Fakultäten. Auch die Geistes- und Gesellschaftswissenschaften differenzierten sich nun weiter aus. Insgesamt führte diese enorme Auffächerung in den allermeisten Universitäten zu neuen, komplexeren Strukturen, zu einem großen Zuwachs an Professuren und nicht zuletzt zu einem großen Bauprogramm mit Spezialisierungen in der Hörsaal- und Laborausstattung.



Abb. 7: Albert Henry Payne, Die Friedrich-Wilhelms-Universität mit dem Reiterstandbild Friedrichs des Großen um 1850; Quelle: A. Carse, Berlin und seine Kunstschätze, Leipzig und Dresden 1850; vgl. auch: https://commons.wikimedia.org/wiki/File:Berlin_Universitaet_um_1850.jpg [16.04.2017].

3.1. Der Aufstieg der Technischen Universitäten

Polytechnische Schulen entstanden oft aus Vorgängereinrichtungen, wie z. B. die erste deutsche Technische Hochschule Karlsruhe, die von dem Bauingenieur Tulla und dem Architekten Weinbrenner gegründet wurde. Im Jahre 1865 erhielt das Polytechnikum Karlsruhe ein neues Organisationsstatut mit voller Hochschulverfassung, aber erst 1885 durfte sich das Polytechnikum „Technische Hochschule“ nennen. Dies vollzog sich analog in nahezu allen Teilstaaten des Deutschen Bundes, was zu einem dichten Besatz an Technischen Hochschulen führte – sicher einer der Gründe für den schnellen Aufstieg der Industrienation Deutschland. Der Streit zwischen den klassischen Universitäten und den neuen Polytechnischen Schulen um gleichen Status (und das Promotionsrecht) zog sich durch die gesamte zweite Hälfte des 19. Jahrhunderts in Deutschland.

3.2. Städtebauliche Situation und Universitätsbauten im 19. Jahrhundert

Die Größe der Universitätsbauten nahm im 19. Jahrhundert, verglichen mit den Jahrhunderten davor, enorm zu. Laborbauten und technische Versuchseinrichtungen wurden immer wichtiger. Nicht nur, aber gerade im deutschsprachlichen Raum

wurden die neuen Universitätsbauten an wichtigen Standorten innerhalb der Stadt eingerichtet und prägten ganze Quartiere und wichtige Stadträume.⁹

Die 1810 als Friedrich-Wilhelms-Universität gegründete Berliner Modelluniversität (erst nach dem Zweiten Weltkrieg in der DDR zu Humboldt Universität umbenannt) wurde in einem leer stehenden Prinzenpalais eingerichtet. Das Gebäude entsprach in seiner städtebaulichen Lage und in seiner Architektur den damaligen Vorstellungen von einer Universität, da bis weit in das 19. Jahrhundert hinein Universitätsbauten noch an der Dreiflügelanlage des Schlossbaus orientiert waren und die Bedeutung der Universitäten für Stadt und Staat weithin anerkannt war. Die Universität bildete mit der Oper, der Königlichen Bibliothek und der Akademie der Wissenschaften ein beeindruckendes Kulturforum. Durch den von der Straße zurückversetzten Ehrenhof und das monumentale Mittelrisalit setzt der Hauptbau im Zusammenspiel mit der gegenüberliegenden Oper und dem davor sich aufspannenden Opernplatz einen stadträumlichen Akzent an der Prachtstraße Unter den Linden, die zum königlichen Schloss führte (vgl. Abb. 7).

Die Universität Wien, im Jahre 1365 gegründet, entstand wie viele Universitäten zunächst in der Innenstadt (vgl. Abb. 8). 1884 wurde für die Universität ein neues Hauptgebäude an der Wiener Ringstraße gebaut, an der die wichtigsten Bauten der habsburgisch-kaiserlichen Dynastie, der städtischen Kultur und der adelig-bürgerlichen Öffentlichkeit entstanden: Die neue kaiserliche Residenz von Gottfried Semper mit dem Gegenpol des Parlamentes, die Oper, das Burgtheater, die Museen und das Rathaus und nicht zuletzt die neue Universität, wurden als Prachtbauten dieser machtvollen Stadtinszenierung des späten 19. Jahrhunderts zur Bildung monumentaler Stadträume angeordnet.¹⁰

Im Vergleich mit den Universitäten der ersten Hälfte des Jahrhunderts in Berlin oder auch in München stellt sich die Wiener Universität jedoch weit „erhabener“, prächtiger und wesentlich distanzierter dar. Sie ist durch ein hohes Sockelgeschoss aus dem öffentlichen Raum der Ringstraße herausgehoben. Eine zentrale Treppeanlage und seitliche Rampen führen hoch in den Eingang und hinein in die riesige Eingangshalle. Dieses Motiv des Sockels, des Heraushebens aus dem Stra-

9 Zur Entwicklung der Universitäten im 19. Jahrhundert vgl. u. a. *W. Rüegg* (Hrsg.), *Geschichte der Universität in Europa*, Bd. III, Vom 19. Jahrhundert zum Zweiten Weltkrieg (1800-1945), München 2004, vgl. auch *H. Bott* (s. A 5). Zur Geschichte und Bedeutung der Humboldt Universität siehe *K. D. Gandert*, *Vom Prinzenpalais zur Humboldt-Universität. Die historische Entwicklung des Universitätsgebäudes in Berlin mit seinen Gartenanlagen und Denkmälern*, Berlin 1985; *R. von Bruch*, *Friedrich-Wilhelms-Universität Berlin. Vom Modell Humboldt zur Humboldt-Universität 1810 bis 1949*, in: *A. Demandt*, *Stätten des Geistes: Große Universitäten Europas von der Antike bis zur Gegenwart*, Köln 1999.

10 Vgl. zur Universität Wien u. a. *H. Fillitz* (Hrsg.), *Die Universität am Ring 1884-1984*, Wien / München 1984; *P. Haiko*, *Wien 1850-1930 Architektur*, Wien 1992.



Abb. 8: Wien: Die Universität und ein Teil des Rathausparks um 1900, dahinter die Votivkirche; Quelle: LC-DIG-ppmsc-09214: https://de.wikipedia.org/wiki/Datei:Universitaet_Wien_1900.jpg [17.04.2016].

ßenniveau und der Aufbau von Distanz zwischen Straße und Gebäude, oft auch durch einen Vorgarten, findet man in vielen der Universitätsbauten am Ende des 19. Jahrhundert im deutschsprachigen Raum (RWTH Aachen, TU Darmstadt, TU Braunschweig, Leibniz Uni Hannover, TU Berlin, Dresden, ETH Zürich auf der Talseite oder auch der Universität Bern).

In der ersten Hälfte des Jahrhunderts hatte sich als Prototyp des Universitätsgebäudes der Dreiflügel-Palasttyp durchgesetzt, der sich zum öffentlichen Raum hin öffnete. Gegen Ende des Jahrhunderts entstehen dann jedoch größere, hermetische Gebäudekomplexe mit mehreren Innenhöfen. Die Universität Wien, mit einem zentralen Hof und acht weiteren Innenhöfen unterschiedlichster Größe, ist ein monumentales Beispiel hierfür. Die Anlage erstreckt sich über nahezu vier städtische Baublocks. Diese Gebäudekonzeption mit ihrer blockartigen Figur entspricht nunmehr jener der großen Bauten der staatlichen Bürokratie, wie Ministerien, Gerichte und sonstige Verwaltungsbauten.

Universitäten wurden in Europa im 19. Jahrhundert, so kann man an Hand dieser Beispiele folgern, zu wichtigen, hochgeachteten staatlichen Institutionen, die soweit wie möglich an städtebaulich bedeutenden Standorten in Verbindung mit anderen öffentlichen Bauten für Kunst und Kultur sowie der staatlichen Verwal-

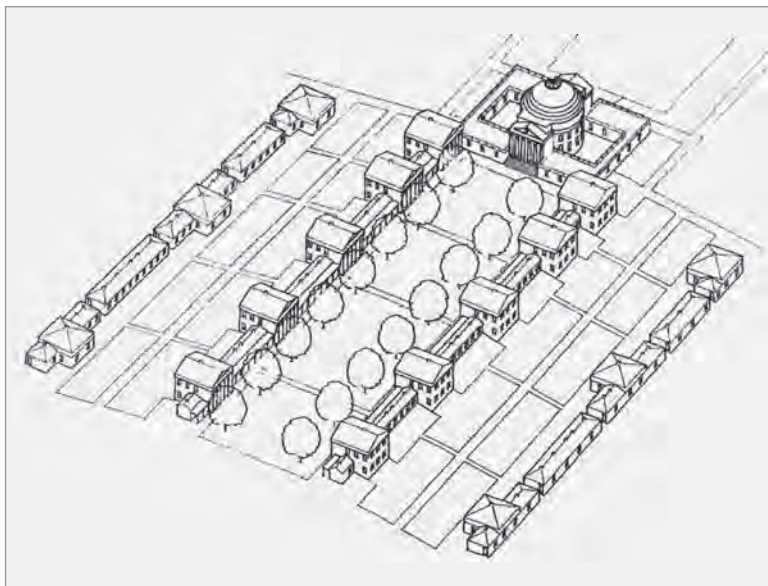


Abb. 9: Charlottesville, University of Virginia, gegründet 1819, Isometrie;
Quelle: K. Rückbrod, *Universität und Kollegium. Baugeschichte und Bautypen,*
Darmstadt 1977, Abb. 42.

tung positioniert wurden. Sie blieben urbane, in die städtische Öffentlichkeit eingebundene Institutionen, denen man hohe Bedeutung beimaß – und zwar sowohl stadträumlich als auch institutionell.

3.3. Die Campus-Universität

Thomas Jefferson entwickelte mit der Gründung der University of Virginia 1819 ein zur europäischen Universitätstradition gegensätzliches Modell. Er plante die erste amerikanische Universität ohne Theologiefakultät unabhängig von einer städtischen Siedlungsstruktur „auf der grünen Wiese“ nach einem einheitlichen Gesamtkonzept, das er auch als „akademisches Dorf“ bezeichnete. Die Architektur der Universität ist durchgängig klassizistisch, auf die Antike bezogen, in angelsächsischer Interpretation mit Klinkerfassaden und weißen Säulen. Das räumliche Organisationsprinzip einer großen, zentralen Grünanlage, die auf ein Hauptgebäude zuführt, lässt sich aus der anglo-amerikanischen Form der „Mall“ ableiten.¹¹ Die achsial-sym-

¹¹ Zur Entstehung der Campus-Universitäten vgl. u. a. H. Bott, *City and university – Notes on an intriguing spatial relationship*, in: P. Meusbürger (Hrsg.), *Geography of Universities*, Heidelberg 2017.

metrische Anlage mit der klassizistischen Architektur wurde zum Vorbild für viele spätere Universitäten in den USA und weltweit.¹² Das Hauptgebäude, die Bibliothek, wurde als Kuppelbau nach dem Vorbild des Pantheons in Rom etwa in dessen halber Größe gebaut. Der zentrale, parkartige Grünbereich wurde „lawn“ genannt – eine grüne Mitte. Die Begriffe für die zentralen Freiräume der Campusanlagen haben landschaftliche bzw. rurale Konnotationen: campus, village, yard, lawn.

Wesentlicher Unterschied der Campus-Universität zur damaligen europäischen Universität war also die stärkere Innenorientierung der Bauten, die sich mit ihrer Hauptfassade auf den zentralen Grünbereich orientieren – und somit implizit von der städtischen Öffentlichkeit abwenden. Die bauliche Innenorientierung korrespondiert mit der im Vergleich zu europäischen Hochschulen sehr viel engeren (lebenslangen) Bindung der „alumni“ der angelsächsisch-amerikanisch geprägten Hochschulwelt an ihre jeweilige „alma mater“.

4. Die Entwicklung der Universitäten in der 1. Hälfte des 20. Jahrhunderts

Die auf den Ersten Weltkrieg folgende neue politische Ordnung brachte die USA auf die Weltbühne, deren politisch-militärische, ökonomische, aber auch wissenschaftlich-technische Bedeutung rasch zunahm. Trotz der schweren Kriegsfolgen und extremer finanzieller Engpässe blieb die Qualität der deutschen Universitäten in der Weimarer Republik sehr hoch. Es wurden jedoch in dieser Phase nur zwei neue Universitäten gebaut bzw. wiedergegründet – die Universität Hamburg (1919 gegründet) und die Universität zu Köln (1919), die es bereits vom Mittelalter bis zur Eroberung durch Napoleon gegeben hatte.

Die Planung des neuen Hauptgebäudes der Universität Köln zog sich über ein Jahrzehnt hin und geriet in ihrer Durchführung bereits in den Umbruch hin zum „Neuen Bauen“, mit seiner Eröffnung gar in die Zeit der Nationalsozialistischen Diktatur.¹³ Erst 1934 wurde der Bau eingeweiht. Seine Lage, stadträumliche Einbettung und Baukörperkonfiguration erweist den Entwurf als einen „Hybrid“, bei dem traditionelle städtebaulich-architektonische Prinzipien und die der klassischen Moderne überlagert sind (vgl. Abb. 10). Einerseits orientiert sich die

12 Allerdings wurden auch einige nordamerikanische Universitäten im dichten städtischen Umfeld errichtet, wie z. B. die Columbia University in New York. Sie integrierte sich exakt in das Maßsystem der New Yorker Blocks, folgt jedoch dem Prinzip der Innenorientierung auf den zentralen Grünbereich mit einem achsial-symmetrisch zugeordneten klassizistischen Hauptgebäude.

13 Vgl. W. Katner (Hrsg.), Die Universität zu Köln 1919-1969, Berlin / Basel 1969.

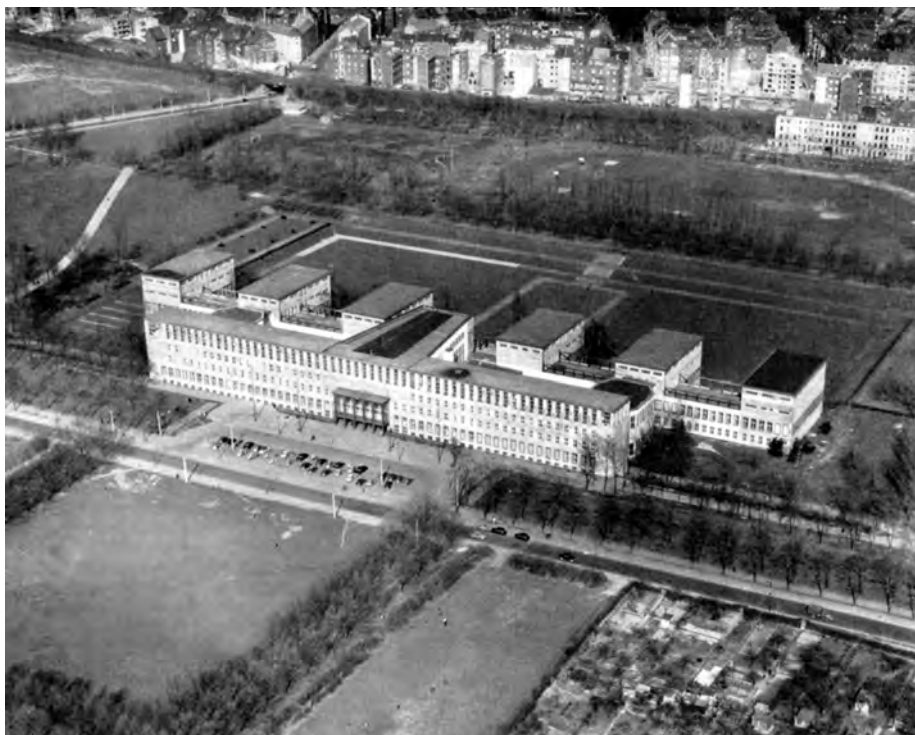


Abb. 10: Die 1919 wiedergegründete „Neue Universität zu Köln“ – ein städtebaulicher und architektonischer „Hybrid“; Hauptgebäude 1929-1934, Architekt Adolf Abel; Quelle: *W. Katner* (Hrsg.), *Die Universität zu Köln 1919-1969* Berlin / Basel 1969, S. 166.

bauliche Anlage in ganz traditioneller Weise mit ihrer Vorderseite / Hauptfassade und dem Haupteingang zum öffentlichen Raum zu einer der wichtigen Ringstraßen Kölns (heute Universitätsstraße). Ihre Baukörper formen noch Höfe und bilden eine zusammenhängende Gesamtfiguration, einen großen „Block“. Aber die einzelnen Teile dieser Anlage beginnen sich bereits zu verselbständigen und werden als Zeilenbauten durch untergeordnete Bauteile verbunden. Diese Zeilenbauten, die wie eine Kammstruktur angeordnet sind, öffnen sich zur rückwärtigen Parklandschaft, schieben sich in sie hinein. Parklandschaft, offener Raum und universitäre Nutzung gehen bereits eine enge Verbindung ein. Im Gegensatz zu den amerikanischen Campus-Universitäten ist dieses Verhältnis allerdings gespiegelt: Der Park liegt auf der abgewandten Rückseite, während sich die repräsentative Fassade auf den Straßenraum orientiert.

Erst bei einem kleinen, bauhistorisch allerdings äußerst bedeutenden Hochschulbau der 1920er Jahre, löst sich das traditionelle Verhältnis von öffentlichem



Abb. 11: Lomonossov-Universität in Moskau (ab 1947); Foto: *Dmitry A. Mottl*, 2012;
Quelle: copyright CC BY-SA 3.0.

Raum und Universität in Deutschland auf, nämlich beim Neubau des Bauhauses in Dessau (1925). Die kubische Baukörpergruppe wird frei im Raum konfiguriert und entzieht sich traditionellen Definitionen von vorne und hinten, öffentlich und privat.

4.1. Universitäten und Diktatoren

In Europa gab es in der Zwischenkriegszeit aber auch ganz andere, nicht an der Moderne orientierte städtebaulich-architektonische Konzepte für Universitäten. Die neue Sapienza, eines der wichtigen Projekte des italienischen Faschismus, wurde 1932 von Marcello Piacentini in Kooperation mit mehreren Architekten entworfen. Aus dem Gemeinschaftsprojekt modern-rationalistischer Architektur mit reduzierter Sachlichkeit einerseits und achsial-symmetrischen neoklassizistisch übersteigerten Konfigurationen andererseits entstanden trotz des faschistischen Pathos Proportionen, die die Gesamtanlage durchaus akzeptabel machen.¹⁴

Bei der Planung der neuen Lomonossov Universität in Moskau wurden jedoch alle bisherigen Maßstäbe der Universitätsplanung gesprengt. Bereits im Masterplan

¹⁴ Zur Planung der neuen Sapienza vgl. *M. Pisani*, *Architetture di Marcello Piacentini. Le Opere Maestrate. La Città universitaria*, Clear 2004, S. 111-118; *H. Bodenschatz (Hrsg.)*, *Städtebau für Mussolini. Auf der Suche nach der neuen Stadt im faschistischen Italien*, Berlin 2011, S. 139-144.

von 1935 wurde der Standort als wichtiges Element einer Südwest Entwicklungsachse festgelegt. Die Universität sollte das höchste und wichtigste Merkzeichen von insgesamt sieben (die „Sieben Schwestern“) neuen Landmarks der sozialistischen Metropole werden (vgl. Abb. 11).¹⁵ Die riesige Gesamtanlage wird durch einen 36-geschossigen zentralen Turmbau dominiert, um den herum sich achsial-symmetrisch angeordnete Seitenflügel und Parkanlagen gruppieren. Die extrem vertikalisierte und mit monumentalen Skulpturen sowie Turmspitzen überladene Architektur wurde im Westen despektierlich „Zuckerbäcker-Stil“ genannt. Unabhängig von der umstrittenen architektonischen Ausgestaltung der gigantischen Anlage wurde die Aufgabe eines Universitätsbaus zur Machtdemonstration des Diktators Stalin missbraucht, der die Vision des Ausbaus Moskaus zur Hauptstadt des zukünftigen Weltkommunismus verfolgte.

5. Aspekte der Universitätsentwicklung der Nachkriegszeit

Die unmittelbare Nachkriegszeit brachte in der Bundesrepublik zunächst nur wenige Neugründungen (Mainz, Saarbrücken) und keine wesentlichen Änderungen bei der Universitätsplanung. Bestehende Standorte wurden, falls zerstört, rekonstruiert und/oder behutsam erweitert, was meist an den tradierten, innerstädtischen Standorten geschah.

Der Sputnik Shock 1957 löste dann eine grundlegende Debatte über die Systeme von Bildung und Wissenschaft im Westen aus, in deren Folge in den 1960er Jahren auch und gerade in der Bundesrepublik mit einem enormen Ausbau des Universität Systems begonnen wurde. So kam es zu zahlreichen Neugründungen, die allerdings aus verschiedenen Gründen nicht mehr – der europäischen Tradition entsprechend – in den Innenstädten erfolgten: Die USA waren als Siegermacht zum kulturellen Vorbild geworden. Die Berichte von den amerikanischen Campus-Universitäten beeindruckten und begeisterten deutsche Planer und Bildungspolitikern.¹⁶ Dies passte zudem bestens zum neuen stadtplanerischen Leitbild der Funktionstrennung, das sich nach dem Zweiten Weltkrieg gemäß den Zielen der Charta von

15 Zur Planung der neuen Lomonossow-Universität siehe R. Hootz (Hrsg.), *Moskau und Umgebung. Kunstdenkmäler in der Sowjetunion*, Darmstadt 1978; W. Huber, *Moskau – Metropole im Wandel. Ein architektonischer Stadtführer*, Köln 2007; *Institut für Auslandsbeziehungen* (Hrsg.), *Planschrank Moskau. Katalog der Ausstellung in den IFA-Galerien Berlin, Bonn und Stuttgart*, Berlin 2003.

16 Zur Universitätsplanung nach dem Zweiten Weltkrieg und nach dem Sputnik-Schock vgl. S. Paulus, *Vorbild USA, Amerikanisierung von Universität und Wissenschaft in Westdeutschland 1945-1976*, München 2010; M. Mälzer, *Auf der Suche nach der neuen Universität. Die Entstehung der Reformuniversitäten Konstanz und Bielefeld in den 1960er Jahren*, Göttingen 2016.

Athen durchgesetzt hatte. Statt des engen, wenig funktionalen und unhygienischen Nebeneinanders von Wohnen, Handel und Handwerk sowie Hochschulbauten sollten nun alle Funktionen gemäß ihren spezifischen inneren Anforderungen optimiert und getrennt von den anderen geplant werden – ganz so wie in der Bau-nutzungsverordnung beschrieben und festgelegt. Universitäten wurden so letzten Endes zu planerischen SO (Sondergebieten), einer Spezialkategorie für die Einrichtungen der Infrastruktur, so wie Kraftwerke, Häfen, Kliniken oder Müllverbrennungsanlagen. Abgesehen davon hätte es für die nun benötigten großflächigen „Campus“-Areale in den Innenstädten ohnehin meistens nicht genügend freie Bauflächen gegeben.

Folglich wurden sowohl neu gegründete Universitäten wie auch große Erweiterungsplanungen bestehender Hochschulen „auf der grünen Wiese“ am Stadtrand vorgenommen. Damit entstanden große, zusammenhängende Hochschulanlagen ohne sonstige eingelagerte Nutzungen – es sei denn Studentenwohnheime. Diese monofunktionalen Gebiete wurden und werden nur tagsüber genutzt und sind an den Abenden und Wochenenden weitgehend leer. Dies wurde sehr bald beklagt, gerade auch von der Generation, die zunächst noch in Innenstadtlagen studiert hatte. Diese neuen Universitäten waren – freilich ganz im Einklang mit den bis in die 1980er Jahre hinein dominierenden planerischen Leitbildern – aus ihren einstmals stadträumlich bedeutenden Standorten „verdrängt“, aus der Mitte an den Rand geschoben und aus dem städtischen Kontext, wo sie wichtige Elemente der Stadtkultur waren, herausgelöst.

Man bezeichnete von diesem Zeitpunkt an diese Universitätsbereiche als Campus, was bis in die Nachkriegszeit völlig unbekannt war. Mit dem, was man ursprünglich in den USA als Campus verstand, hatten die neuen Massenuniversitäten jedoch bestenfalls gemein, dass sie auf dem „Felde“ geplant wurden. So wirken in ihrer Architektur der Spätphase der Moderne zuzuordnende Universitäten wie Bochum oder Bielefeld eher wie große Bildungs-Gewerbegebiete und haben kaum Gemeinsamkeiten mit den durch Landschaftsbezug und zentrale Grünräume geprägten amerikanischen Campus-Universitäten. Nichts zu sehen von „yard“, „lawn“ oder „village“.

Bei diesen Neugründungen wurde zwar viel von „Campus“ geredet, tatsächlich aber wurden häufig zentrale „Foren“ geplant. Ein Forum ist nun aber das gerade Gegenteil eines Campus, nämlich ein zentraler urbaner Ort. Selbst in einer reizvoll in die Landschaft komponierten Universität wie Konstanz¹⁷ gleicht die Mitte eher einer zeitgenössischen Fußgängerzone, wenn auch auf allerhöchstem gestalte-

17 Vgl. hierzu den Beitrag von C. Kieser in diesem Heft.

rischen Niveau, denn einem „yard“ oder „lawn“. Der Abschied von der urbanen europäischen Universität war offensichtlich nur über Zwischenschritte möglich. Die innige Verbindung mit der Stadt, die Nähe zu den Einrichtungen der Kultur, zum Alltagsleben der Stadt und auch zu den Verwaltungen (oder gar Machtzentren) ging jedenfalls durch den Paradigmenwechsel verloren. Gleichwohl ist festzuhalten, dass der Hochschulneubau der 1960er und 1970er Jahre eine großartige ökonomische, technische und organisatorische Leistung darstellt, auch wenn viele der Bauten sich als wenig nachhaltig erwiesen haben und heute aufwändig saniert oder abgerissen werden müssen.

6. Reurbanisierung der Universitäten?

Vier bis fünf Jahrzehnte später sind die großen in der Peripherie geplanten „Campus-Areale“ Baugeschichte. Sie wurden durch die zwischenzeitlichen Stadterweiterungen „eingefangen“ und wieder in die Stadtstrukturen eingebunden. Immer noch werden sie meist kritisch beurteilt, und in vielen Universitäten wurden Masterpläne zur Überwindung der monofunktionalen Konzepte der 1960er und 1970er Jahre erarbeitet. Weithin bekannt wurde das bereits 2004 entstandene Konzept der ETH Zürich, das Nachverdichtung und Funktionsmischung für den peripheren Höggerberg-Bereich vorsah. An anderen Standorten wurde an einer besseren Verbindung und stadträumlich-landschaftlichen Einbindung der sperrigen Anlagen gearbeitet. Zwar gibt es auch heute noch Städte, in denen alle Universitätseinrichtungen in enger Nachbarschaft mit Wohn- und sonstigen Funktionen innerhalb des dicht bebauten Stadtgebietes legen (Bologna, Montpellier). Die allermeisten historischen Universitätsstädte haben jedoch gesplittete Universitätsbereiche: Bauten im Zentrum und größere Campus-Anlagen in der Peripherie. Dabei werden die historischen Bauten im Zentrum häufig für die Zentrale Verwaltung und für die Geistes- und Sozialwissenschaften genutzt, während Natur- und Ingenieurwissenschaften wegen der technischen Anforderungen an Labors und Werkstätten eher in der Peripherie liegen.

Immer häufiger wird seit den 1990er Jahren der Bau größerer Universitätsbereiche in den Kernstädten durch die Aufgabe älterer Industriegebiete und großer Infrastruktureinrichtungen im Rahmen von „Konversionsprojekten“ möglich. In Deutschland war die Universität Kassel (ehemals Gesamthochschule) einer der Vorreiter. Sie verlegte den Schwerpunkt ihrer Entwicklung bereits Ende der 1970er Jahre von einem peripheren „Aufbauzentrum“ in das Areal der ehemaligen Henschel-Schwerindustrie unmittelbar angrenzend an die Innenstadt. Universitätsplanung kehrt sich hierbei aus Sicht der Stadtplanung um: Es geht nicht mehr darum, Raum für sperrige, monofunktionale Großanlagen zu finden, vielmehr werden

universitäre Nutzungen und die entsprechenden staatlichen Investitionen als Mittel der Stadterneuerung und Stadtentwicklung genutzt. Universitäten könnten somit wieder in strategischer Koalition mit den Interessen der Stadt stärker in die Stadtgesellschaft hineinwirken.¹⁸

Keine schlechte Perspektive für ein neues Kapitel in dem nun über tausend Jahre alten Spannungsverhältnis von Stadt und Universität.

¹⁸ Zur Tendenz der „Reurbanisierung“ von Universitäten siehe S. Schindler, Aus dem Campus in die Stadt, in: *Werk, Bauen und Wohnen* 100 (2013), S. 25.

Wissen schafft Stadt – Stadt schafft Wissen **Die Internationale Bauausstellung Heidelberg**

Mit dem Thema „Wissen | schafft | Stadt“ stellt sich die IBA Heidelberg einer der zentralen Herausforderungen des gesellschaftspolitischen und städtebaulichen Diskurses des 21. Jahrhunderts. Der Übergang von der Industrie- in die Wissensgesellschaft wird ähnlich einschneidende strukturelle Veränderungen für unsere Städte hervorrufen, wie wir sie aus der Anpassung der Europäischen Stadt an die sich diversifizierenden Anforderungen der Industriegesellschaft kennen. Erinnern wir uns an die städtebaulichen Konsequenzen des verkehrsgerechten Ausbaus unserer Städte, zunächst für den Motorisierten Individualverkehr, heute für den ÖPNV und den Fahrradverkehr, oder denken wir an die stadtbildprägenden Folgen der fortschreitenden ökonomischen Verwertung unserer Innenstädte, die mit der gestalterischen Banalisierung unserer Peripherien einherging und dies immer noch tut. Oder halten wir uns ganz aktuell die architektonischen Veränderungen infolge der energetischen Optimierungen unserer Häuser vor Augen, die den bereits existierenden Trend der Vereinheitlichung des Bildes unserer Städte nachhaltig beschleunigen werden.

Mit welchen städtebaulichen Veränderungen müssen wir in der Wissensgesellschaft rechnen?¹ Bildung und Wissen, nicht zu verwechseln mit dem reinen Zugang zu Informationen, sind die zentralen Merkmale der Wissensgesellschaft. Komplex



Abb.: IBA Heidelberg: Wissen schafft Stadt; Quelle: IBA Heidelberg.

¹ Die folgenden Ausführungen sind eine Zusammenfassung des im Kuratorium der IBA Heidelberg erarbeiteten Grundsatzpapiers zur Profilierung der IBA Heidelberg.

und dynamisch, wie diese selbst, bedeutet das die permanente Konfrontation mit dem Neuen und Ungewissen. Dazu gehört auch das Aushalten von Ambivalenzen. Die IBA Heidelberg versucht die daraus resultierenden städtebaulichen und architektonischen Anforderungen in ausgewählten Prozessen und Projekten konkret werden lassen. Dies erfolgt in thematischen Vertiefungen, die das Drehbuch ihres Handelns umreißen.

1. Die Dramaturgie der IBA Heidelberg

1.1. Thematische Vertiefung 1:

Stadt und Wissenschaften – Heidelberg als Knowledge Pearl

Die thematische Vertiefung 1 fokussiert auf das Zusammenspiel von Stadtgesellschaft und Wissenschaftscommunity. Der weltweit intensivierte Austausch von Informationen und Wissen ist zum Merkmal der Globalisierung geworden. Neue Technologien beschleunigen diesen Prozess. Die Verbesserung der Rahmenbedingungen in den Orten der Wissensproduktion wird zu einer zentralen Standortvoraussetzung. Wie gestaltet sich unter diesen veränderten Bedingungen das Verhältnis von der Stadt und ihren Wissenschaftsstandorten zukünftig? Wie sehen Orte für eine stimulierende inter- und transdisziplinäre Wissensproduktion konkret aus? Welche Anforderungen werden von den Wissenschaftlern an ihr Arbeits- und Lebensumfeld gestellt? Wie gestalten sich die Synergien zwischen Wissenschaft und Wirtschaft? Welche besonderen Orte sind dafür zu schaffen?

Die IBA versteht sich als Think Tank für Zukunftsszenarien für eine „Knowledge Pearl Heidelberg“. Das Etablieren entsprechender Kommunikations- und Kooperationsplattformen, wie beispielsweise des von der IBA initiierten FORUMS WISSENSCHAFTEN, erfordert die Akzeptanz und die Bereitschaft der Zusammenarbeit der unterschiedlichen Akteure, seitens des Landes, der Universität sowie der Stadtgesellschaft. Nur so kann sich die „Knowledge Pearl Heidelberg“, deren Attraktivität neben der wissenschaftlichen Exzellenz durch die Vielzahl renommierter wissenschaftlicher Einrichtungen auch von der Substanz der Tradition lebt, einen Standortvorteil als zukunftsfähiger Wissenschaftsstandort sichern. Dabei erweist sich die spezifische Entwicklungsdynamik der Wissenschaftsstandorte Heidelbergs – die barock überformte mittelalterliche Altstadt und das gründerzeitlich geprägte Bergheim mit den Geistes- und Sozialwissenschaften, das der Moderne verpflichtete Neuenheimer Feld sowie die Satelliten im landschaftlich geprägten Raum mit den Natur- und Lebenswissenschaften und die aktuellen Trends neuer Wissenschaftsstandorte, die ihr Profil aus dem Zusammenwirken von Wissenschaft und Wirtschaft ziehen – als geeignete Grundlage.

1.2. Thematische Vertiefung 2:

Lernräume – Wissen in der offenen Gesellschaft

Die thematische Vertiefung 2 fokussiert auf die Bedeutung der Bildung im Alltag, das lebenslange Lernen, in der „Wissensstadt von Morgen“. In Demokratien ist die Wissensgesellschaft eine offene Gesellschaft, zu deren Prinzipien Rationalität, Freiheit, Gleichheit, Individualität und Säkularismus zählen. Der Zugang zu Information und kodifiziertem Wissen ist zu einem öffentlichen Gut geworden. Damit eröffnen sich unterschiedlichsten gesellschaftlichen Gruppen neue Handlungsoptionen. Im Kontext der IBA-relevante Fragestellungen rücken neben neue Formen der Wissensvermittlung und des Wissenserwerbs und deren spezifische Orte neue Formen zivilgesellschaftlicher Handlungskompetenz und deren kooperative Formen der Raumproduktion in den Fokus des Interesses. Ein sozial verträgliches Konzept der Wissensgesellschaft erfordert entsprechende Stadtentwicklungsstrategien. Dies vollzieht sich vor dem Hintergrund einer immensen Internationalisierung der Stadtgesellschaften durch wachsende Migrationsprozesse sowie zunehmender Verknüpfung analoger und digitaler Welten. Die IBA initiiert für dieses Themenfeld richtungsweisende Projekte im Sinne einer NEXT PRACTICE. Die Projekte gehen über aktuell diskutierte Bildungskonzepte wie beispielsweise integrierende Bildungslandschaften hinaus. Sie umfassen darüber hinaus Orte der kulturellen Bildung, die dem Dialog unterschiedlicher Kulturen dienen.

1.3. Thematische Vertiefung 3:

Die Vernetzung von Wissensorten – Die Infrastrukturen des Alltags

In der Wissensgesellschaft stellt die Auseinandersetzung mit und die Integration von widerstrebenden Bedürfnissen eine zentrale Herausforderung dar. Von ganz wesentlicher Bedeutung ist dabei der Zugang aller zum Stadtraum, zum Wissen und zu den Orten der Wissensvermittlung. Sowohl für die temporären Stadtnutzer, die so genannten Wissensschafts- oder Wirtschaftsnomaden, als auch für die Stadtgesellschaft in ihrer Gesamtheit gilt gleichermaßen, dass die am Lebensort anzutreffende Alltagsqualität und der Aspekt des Angeschlossen-Seins – sozial, kulturell wie physisch – einen zunehmend wichtigeren Standortaspekt darstellen.^[1]_{SEP} Zusammen mit der Bedeutung des öffentlichen Raumes ist die Qualität der Infrastrukturen – strukturell wie gestalterisch – eine Voraussetzung im Streben nach Exzellenz im Alltag. Straßen, Plätze, Schulhöfe und Campus der Lehre und Forschung. Sie alle tragen zu kreativen Milieus bei, die es zu stärken gilt, um die Identifikation mit und die Attraktivität der Stadt auszubauen.

Wie vernetzt sich der Wissenschaftsstandort Heidelberg mit der Stadtgesellschaft? Wie lässt sich ein gegenseitiger Nutzen generieren? Wie vernetzt sich der Wissenschaftsstandort regional und global? Welche räumlichen Konsequenzen

ergeben sich daraus? Neben der räumlich baulichen Vernetzung, die sich primär wahrnehmungsgeneriert im städtebaulichen und architektonischen Bild der Stadt niederschlägt, geht es um die mobilitätsbedingte Vernetzung, die sich vor allem im Standard der Verkehrsinfrastrukturen widerspiegelt und nicht zuletzt um die digitale Vernetzung, die sich im Kontext der Debatten zur Industrie 4.0 bzw. zur „Senseable City“ oder „Smart City“ wiederfindet. Aus dem wohlüberlegten Zusammenspiel dieser unterschiedlichen Facetten der Vernetzungen erwartet sich die IBA wichtige Impulse zu Fragen der Mobilität im 21. Jahrhundert.

1.4. Thematische Vertiefung 4: *Metabolische Stadtentwicklung und die nachhaltige Stadt – Urbane Stoffkreisläufe*

Die vierte thematische Vertiefung wendet sich einem Thema zu, das die Stadtgesellschaft zunehmend berührt. Es ist nicht nur eine ökonomische Dimension von Wissen, die uns von der Wissensgesellschaft sprechen lässt. Wie sich mehr und mehr zeigt, führt die Globalisierung der Gesellschaft parallel zu einer neuen Kultur des „Re-Grounding“ im Sinne des Erdens und Verortens. Eine eng damit verbundene Komponente ist das wachsende gesellschaftliche Interesse an dem jeweils konkreten Verhältnis von Gesellschaft und Natur. Es zeigt sich – nicht zuletzt in der an Fahrt gewinnenden Diskussion um das Anthropozän – eine neue Sicht auf die urban natürlichen Austauschprozesse und die engen Wechselbeziehungen von Stadt, ihrem natürlichen Kontext und den sie umgebenden Landschaftsräumen.

Damit stehen Fragen nach einem zeitgenössischen Naturverständnis und den Wechselbeziehungen von Stadt, Landschaft und Natur auf der Tagesordnung. Auch das erfordert Wissen, und gemessen an den wachsenden Personen- und Materialströmen in immer größerem Umfang. Das Thema einer zeitgenössischen Re-Interpretation des Naturverständnisses unter den Vorzeichen der Wissensgesellschaft in Angriff zu nehmen, ist eine wegweisende Aufgabe, die über die bislang geführten Debatten einer ökologischen Stadt hinausweist. Es geht um mehr als den energieeffizienten Ausbau der Städte. Es ist erforderlich, sich mit der Re-Lokalisierung und dem Zusammenspiel von Systemen wie Wasser, Nahrung und Energie auseinanderzusetzen und diese Ansätze mit den sozialen urbanen Bewegungen zu verbinden.

1.5. Thematische Vertiefung 5: *Governance, Planungsmethoden und Verfahren*

Die IBA Heidelberg macht den gesellschaftlichen Diskurs und ein prozessuales Verständnis von Stadtentwicklung zur Grundlage ihres Handelns. Dies bezieht aktuelle Debatten zur Planung des Nicht-Planbaren, die über aktuelle Praktiken der Bürgerbeteiligung hinausweisen, ein. Im Zusammenspiel von konkreten Projektideen, der Offenlegung von Partikularinteressen einerseits und dem Gemeinwohl

andererseits liegen in der Gestaltung von offenen Prozessen enorme Innovationspotenziale im Feld der Governance. Diese sind im Kontext der IBA strategisch zur Qualifizierung von Wissensorten in der Stadt zu heben. Damit eröffnet sich ein wichtiger Aktionsraum, der das Ganze der Stadt mitnimmt und quer über die erstbeschriebenen vier Themenfelder hinweg im Verständnis der *Koproduzierten Stadt* an Bedeutung zunimmt.

2. Die Arbeitsweise der IBA Heidelberg

Durch die Schaffung neuer Arbeitsformate werden unterschiedliche Akteure in einen ergebnisorientierten Prozess der gemeinsamen Entwicklung von Zukunftsvorstellungen eingebunden. Dies erprobt die IBA am Referenzbeispiel des ehemaligen Patrick Henry Village 2016/2017, einer ca. 100 Hektar großen Konversionsfläche. Hier entsteht in Zusammenarbeit mit internationalen Büros² auf der Grundlage von Szenarien zu den oben beschriebenen thematischen Vertiefungen eine Vision der „*Wissensstadt von Morgen*“. Dabei werden in einem diskursiven und ergebnisorientierten Prozess, in den eine Vielzahl von Akteuren eingebunden ist, Ideen bzw. Bausteine für eine „*Wissensstadt von Morgen*“ entwickelt. Die unterschiedlichen Interessen und Kompetenzen vertretenden Akteure tauschen ihre Vorstellungen im Rahmen von *Design Thinking Workshops* aus. Die Diskussionen und ihre Ergebnisse dienen als Grundlage für die Verräumlichung der thematischen Vertiefungen, um ganz im Sinne des Anspruchs einer IBA Zukunftsfragen des gesellschaftlichen Wandels auf ihre städtebaulichen und architektonischen Implikationen zu fokussieren.

Das Ziel einer IBA ist es, modellhafte Lösungen in baukultureller, ökonomischer, ökologischer und sozialer Hinsicht zu entwickeln, die durch ihren programmatischen Ansatz ein internationales Interesse hervorrufen. Dazu muss eine IBA von allen beteiligten Akteuren als Ausnahmezustand auf Zeit akzeptiert werden. Hier gelten andere Maßstäbe und manchmal auch Regeln als die üblichen.³ Die IBA Heidelberg entwickelt und erprobt in diesem Verständnis laborhaft Konzepte, die in anderen urbanen Settings funktionieren sollen.

Learning from Heidelberg. Es ist viel weniger von Interesse, dass sich die IBA 2022 womöglich zu einem stadtentwicklungspolitischen Großereignis für Heidel-

2 Themenfeld 1: Wissenschaften, MVRDV, Rotterdam; Themenfeld 2: Lernräume, ASTOC, Köln; Themenfeld 3: Vernetzungen, CARLO RATTI ASSOCIATI, Boston; Themenfeld 4: Urbane Stoffkreisläufe, RAMBOLL Atelier Dreiseitl mit Kathrin Bohn, Singapur, London; Themenfeld 5: Governance, KCAP, Zürich.

3 So formuliert im Memorandum des IBA Expertenrats des Bundes: vgl.: www.open-iba.de/memorandum [15.01.2017].

berg entwickelt. Das wäre nicht von Schaden. Doch wichtiger ist es, dass man sich im Rahmen der IBA auch an Tugenden erinnert, die schon einmal eine außerordentliche hohe Bedeutung für die Entwicklung unserer Städte hatten. Dabei geht es ausdrücklich nicht darum, in der Vergangenheit die Zukunft zu suchen, sondern vielmehr im Zuge der IBA einen Wertediskurs zu initiieren, der sich nicht nur auf eine wissenschafts- bzw. bildungspolitische Debatte beschränkt, sondern der dazu führt, dass Orte der kulturellen Bildung – und dazu gehören neben Kindertagesstätten, Schulen und wissenschaftlichen Einrichtungen unterschiedlichster Provenienz eben auch Räume für den kulturellen Austausch ganz verschiedener Art – sich zu den Identitätsträgern der Europäischen Stadt entwickeln und dies in einer Gestaltqualität, die einem den Atem rauben wird.

Heidelberg eignet sich als „Reallabor“ für diese spezifische Fragestellung, nicht nur aufgrund seiner mehr als 600jährigen wissensorientierten Vorprägung, hervorragend. Die Stadt ist seit Jahrhunderten geprägt vom Facettenreichtum des europäischen Städtebaus. Heidelberg ist Gründungsort der ältesten deutschen Universität und Standort einer Vielzahl wissenschaftlicher Einrichtungen von internationalem Renommee, ein steter Motor für Veränderung und Internationalität. Dieses Spannungsverhältnis zwischen dem Bewahren des „Schönen, Wahren und Guten“ und dem steten Wandel dank wissenschaftlicher Exzellenz und Neugier in Verbindung mit der Innovation im Alltäglichen stellt ein besonderes Potenzial dar, um im Rahmen des 10 Jahre währenden IBA-Prozesses bereits *Heute das Morgen* mit dem Ziel zu denken, die Sensationen der Wissensgesellschaft in den architektonischen Alltag zu bringen.

Diese Ausgangssituation unterscheidet die Heidelberger IBA von anderen grundsätzlich. Heidelberg agiert prospektiv und nicht aus einer akuten Problemlage heraus, indem an dieser Stadt und für die Gesamtstadt geprüft werden soll, in wieweit Innovationsgeist und Experimentierbereitschaft von Bildungs-, Wissenschafts- und kulturellen Einrichtungen als Nukleus der Stadtentwicklung genutzt werden können bzw. umfassender inwieweit die qualitativen Impulse unserer Wissensökonomie für strategisch räumliche Entwicklungsprozesse förderlich sind. Die Anerkennung von Wissen als der zentralen Ressource des 21. Jahrhunderts wird sich nicht zuletzt im Gestaltungsanspruch zukunftsöffener Bauten für die Bildung und Wissenschaft zeigen. Kommunikation ist der Schlüssel, um Wissen zu schaffen, zu verbreiten und zu vernetzen. Es ist die Aufgabe der Gesellschaft, dafür angemessene Orte und Räume atmosphärisch zu gestalten und zu vernetzen.

Bis 2022 werden im Rahmen der IBA Projekte umgesetzt werden, die eine über den Standard hinausgehende Architektur für Bildungs- und Forschungsensembles beinhalten: von atmosphärischen „Lernlandschaften“ in Schulen oder Kitas über den Universitätscampus als Park, der sowohl die „Wissensnomaden“ als auch die

Stadtgesellschaft inspiriert, bis hin zu Räumen und Orten des interkulturellen Austauschs. Die ausgewählten IBA Projekte müssen den vom Kuratorium⁴ der IBA gesetzten Qualitätsstandards genügen. Diese sind:

Gesellschaftliche Relevanz

Das Projekt soll dem Gemeinwohl verpflichtet sein und auf der Idee einer Stadt basieren, in der vielfältige Lebensstile koexistieren. Offenheit gegenüber der heterogenen Stadtgesellschaft ist ausdrücklich Teil des innovativen Anspruchs des Projekts.

Überdurchschnittliche Kompetenz

Das Projekt soll grundsätzlich um die bestmögliche Lösung ringen. Um gestalterische und strukturelle Besonderheit zu erreichen, muss im Entstehungsprozess des Projekts eine außerordentliche Kompetenz eingeholt werden: in der Regel durch internationale Ideenkonkurrenzen, die Nutzerinteressen aktiv einbinden.

Modellcharakter

Das Projekt muss außergewöhnlich sein und im Sinne eines Prototyps präsentier- und ausstellbar. Sein innovativer Ansatz soll sich vor Ort bewähren und über Jahre und Moden hinaus zum Vorbild für weitere Projekte werden.

Strukturwirksamkeit

Das Projekt soll über seinen Entstehungsprozess und den inhaltlichen und gestalterischen Ansatz einen spürbaren Beitrag zur strukturellen Verbesserung seiner Umgebung leisten. Dabei muss das Projekt das Potential haben, für das Quartier oder den Stadtraum identitätsstiftend zu sein.

Polyvalenz

Das Projekt muss über seine ureigene Funktion hinaus für weitere Nutzungen offen sein. Indem es multitalentiert ist, stellt es sich den Herausforderungen der komplexen Stadtgesellschaft.

4 Dem interdisziplinär zusammengesetzten KURATORIUM gehören an: Stephen Craig | Prof. | Künstler | Karlsruhe Institute of Technology (KIT), Johan Deburchgrave | Direktor des Etex-Forschungs- und Entwicklungs-Centers Redco | Brüssel, Silke Steets | Dr. | Soziologin | Stadt- und Regionalsoziologie, Annette Friedrich * | Leitende Stadtbaudirektorin | Stadtplanungsamts Heidelberg, Undine Giseke | Prof. | Kuratoriumsvorsitzende | Landschaftsarchitektin | Landschaftsarchitektur und Freiraumplanung TU Berlin, Ernst Hubeli | Stellvertretender Kuratoriumsvorsitzender | Prof. | Städtebauer und Architekt in Zürich, Siegfried Zettler * | Oberstudiendirektor des Heidelberger Helmholtz-Gymnasiums | Geschäftsführer der Heidelberger Gymnasien, Angelika Fitz | Dr. | Kulturtheoretikerin und Kuratorin | Leiterin des Architekturzentrums Wien, Iain W. Mattaj * | Prof. Dr. | Biochemiker | Generaldirektor des European Molecular Biology Laboratory (EMBL), Ulf Matthiesen | Prof. Dr. | Stadtethnologe | Humboldt-Universität, Karl-Heinz Imhäuser | Dr. | Vorstand der Montag Stiftung Jugend und Gesellschaft | Volker Staab | Architekt | Prof. für Entwerfen und Raumkomposition | TU Braunschweig, Bernd Müller * | Architekt | Baudirektor Amt für Vermögen und Bau Baden Württemberg Amt Mannheim Heidelberg. *Diese Mitglieder wirken wegen ihres direkten Bezugs zu Heidelberg ausschließlich beratend im Kuratorium mit.

Um die Qualität der ausgewählten Projekte zu gewährleisten, erfolgt der Qualitätssicherungsprozess in drei Stufen:

Stufe 1: IBA_KANDIDAT

Auf Basis der oben beschriebenen Kriterien werden die Ideen vom KURATORIUM bewertet und als IBA_KANDIDATEN empfohlen. Das ist die Voraussetzung, dass die Projekte durch das IBA_BUERO Unterstützung bei ihrer inhaltlichen Qualifizierung erhalten.

Stufe 2: IBA_PROJEKT

Ist die inhaltliche Qualifizierung fortgeschritten und lässt sich das Potenzial eines Modellcharakters erkennen, werden ausgewählte KANDIDATEN als IBA_PROJEKT durch den IBA_AUFSICHTSRAT beschlossen. Das IBA_BUERO unterstützt die nominierten IBA_PROJEKTE inhaltlich weiterhin und sucht gemeinsam mit den Projektträgern nach weitergehenden Finanzierungsquellen zur Qualitätssicherung.

Stufe 3: IBA_LABEL

Bei entsprechender Realisierung erhalten die IBA_PROJEKTE nach Erprobung im Betrieb das IBA_LABEL und werden offizieller Teil der für 2022 geplanten Ausstellung.

Das IBA_BUERO trägt mit seinen kommunikationsbegleitenden Formaten⁵ dazu bei, die Projekte inhaltlich und im internationalen Kontext zu qualifizieren. So

5 IBA_LOCAL wendet sich an unterschiedliche Zielgruppen der interessierten Öffentlichkeit. In einer ersten Phase erkundete das IBA_TEAM in Form „dialogischer Spaziergänge“ gemeinsam mit Experten_innen oder Fachjournalisten von außen ansässige Bildungs- und Wissenseinrichtungen in den verschiedenen Stadtteilen. Die alltägliche Wahrnehmung störende, raumverfremdende Kunstaktionen und ein Podiumsgespräch ergänzten das Konzept. Aktuell fokussiert IBA_LOCAL mit dem programmatischen Titel „Unternehmerisches Engagement in der Stadt“ auf die Unternehmerschaft mit dem Ziel, der regionalen Wirtschaft die mit einer IBA verknüpften Potenziale zu veranschaulichen.

IBA@WORK ist ein erst im vergangenen Jahr entwickeltes Format, das speziell den IBA_KANDIDATEN und PROJEKTEN die Möglichkeit bieten soll, sich der Stadtgesellschaft zu präsentieren. Es gestattet Einblicke der Öffentlichkeit in den kontinuierlich laufenden Qualifizierungsprozess.

Das IBA_LAB ist die Denkfabrik, konzipiert als Reihe thematischer Fachkonferenzen. Anhand von Modellbeispielen diskutieren Wissenschaftler_innen, Bildungsexperten_innen und Planer_innen mit Heidelberger Akteuren über Fragen der Wissensgesellschaft und deren Verflechtungen. Ausstellungen oder mit Partnern konzipierte Workshops ergänzen das IBA_LAB.

Der IBA_SUMMIT wendet sich an mit Heidelberg vergleichbare Universitätsstädte weltweit. In dem zweijährlich tagenden Kongress lädt die IBA Bürgermeister, Präsidenten und Rektoren vergleichbarer „Knowledge Pearls“ ein, um mit Cambridge UK, Oxford, Lund, Leiden, Harvard, Stanford u.a. darüber zu diskutieren, wie kommunale Politik und Administration mit den wissenschaftlichen Einrichtung gemeinsam Stadtentwicklungsstrategien entwickeln, die die Voraussetzung für die „Wissensstadt von Morgen“ sind.

IBA_ACADEMY wendet sich an Universitäten und ihre Studierende im internationalen Kontext. Sie erarbeiten in Workshops gemeinsam mit ihren Professoren_innen modellhafte Lösungen für

werden sie Teil einer breit angelegten Strategie. Das IBA_BUERO bietet in diesem Prozess folgende Leistungen an:

Inhaltlich: die Vermittlung von Beratungsleistungen durch das Kuratorium und von Dritten.

Organisatorisch: den Aufbau und die Pflege eines NETZWERKS. Die IBA ist ein international beachtetes Format, das aus diesem Alleinstellungsmerkmal heraus Projektträger bei der Realisierung ihrer Projekte unterstützen und fördern kann.

Ökonomisch: die Unterstützung der Projektträger bei der Akquisition von Förderprogrammen und finanziellen Unterstützungen.

3. Resumee

Damit die IBA Heidelberg erfolgreich sein wird, müssen die Ausgangsvoraussetzungen stimmen, d.h. die Aufgabe muss klar umrissen sein, die Akteure müssen bereit sein, sich auf den Ausnahmezustand auf Zeit einzulassen, und es müssen schlussendlich ausschließlich Projekte entwickelt werden, die das IBA-LABEL aufgrund ihrer Innovation rechtfertigen. Dies erfordert Mut und Neugier bei allen Beteiligten. Die Voraussetzungen dafür sind in Heidelberg gut.

Neugier und Mut sind die zentralen Voraussetzungen für den Erfolg einer IBA. Erst wenn mutige und neugierige Menschen eine Perspektive für ihr Handeln bekommen, kann ein solches Langzeitprojekt sein Potenzial entfalten. Neugier und Mut führen zu nützlichen Erkenntnissen und praktischen Ergebnissen, gerade gegen den Widerstand derer, die am liebsten alles so belassen möchten, wie es ist. Dazu bietet wiederum die IBA eine zentrale Voraussetzung. Nur allzu oft wird Veränderung als persönliche Bedrohung angesehen und daher nur in Ausnahmesituationen geduldet. Doch Angst war schon immer ein schlechter Ratgeber. Deshalb denkt die IBA Heidelberg proaktiv und stellt damit die Plattform für einen derartigen Ausnahmezustand dar.

Nur wer offen für Neues ist, stellt das Vorhandene in Frage. Damit sind noch keine Lösungen auf sichtbare oder anstehende Herausforderungen gefunden. Neugier eröffnet jedoch Möglichkeiten und garantiert dabei nichts, erlaubt auch das Scheitern und das Lernen daraus. Das muss der Geist einer IBA sein. Um eine derartige Planungskultur Wirklichkeit werden zu lassen, brauchen wir eine IBA, die

konkrete Fragestellungen um Gebäude beziehungsweise Ensembles in der Stadt. Über die Ergebnisse tauschen sich die Studierenden am Ende mit internationalen Gastwissenschaftlern aus. Die Modelle werden als Impulsgeber für weitere Diskurse in Heidelberg und an den Heimatuniversitäten der Studierenden dienen.

den Mut hat, (1.) Risiken einzugehen, (2.) Experimente zu wagen, (3.) ungewöhnliche Wege zu beschreiten und (4.) Interdisziplinarität und Internationalität im Alltäglichen zu leben.

Der Ausnahmezustand auf Zeit erfordert ein Labor der Stadtentwicklung, innerhalb dessen neue Wege des Planens und Bauens erprobt werden. Dabei sind innovative Verfahren, originelle Konzepte und wertige Architekturen umzusetzen, die nach der Erprobung im Kontext der IBA perspektivisch Eingang in den Planungsalltag finden. Nur wenn bei allen Akteuren darüber Konsens besteht, kann man mit einer erfolgreichen IBA rechnen. Eine IBA ist weder eine Marketingstrategie noch ein Partizipations- oder Architekturzirkus. Sie ist eine Exzellenzinitiative für die Planungs- und Baukultur.

Zwischen Expansion und Exodus oder wieviel Universität verträgt eine Altstadt?

Expansion und Standortfragen kennzeichnen die Entwicklung der Universität Heidelberg seit ihrer Reorganisation 1803. Im 19./20. Jahrhundert bildeten sich die Zentren Altstadt, Klinikum Bergheim und das Neuenheimer Feld heraus. Die Situation in der Altstadt spitzte sich in der Nachkriegszeit zu. Die Beibehaltung des Standorts läutete einen städtebaulichen Umbruch ein, der erhebliche Eingriffe in das Gefüge der Altstadt vorsah. Von den ersten Umsetzungen alarmiert, kam es zu harten Auseinandersetzungen zwischen Universität, Kommune und Bürgerschaft. Die staatliche Denkmalpflege trat zunächst eher begleitend denn schützend auf.¹

Expansion und Raumnot

Die Ruperto Carola erlebte seit ihrer Reorganisation durch das Großherzogtum Baden 1803 – nun neben Freiburg eine der zwei Landesuniversitäten – ein kontinuierliches Wachstum. Waren 1803 lediglich 50 Studenten immatrikuliert, stiegen die Zahlen rasch, so 1818 auf 600, 1880 auf 1.000 und 1930 auf mehr als 3.500 Studenten.² Der Baubestand, der sich 1803 auf drei Gebäude beschränkt hatte, nämlich die Domus Wilhelmina am Universitätsplatz, die Anatomie in der Plöck und das Kameralschulgebäude in der östlichen Hauptstraße, wurde erheblich ausgeweitet (Abb. 1).³ Ein neues naturwissenschaftliches Zentrum entwickelte sich ab 1804 in der Vorstadt mit der Übernahme des Dominikanerklosters, das Mitte des 19. Jahrhunderts durch Neubauten ersetzt und durch weitere Bauten am Friedrich-Ebert-Platz und entlang der neu geschaffenen Akademiestraße ergänzt wurde. Mit dem Auszug der Mediziner, die notdürftig im Marstall und im Seminarium Carolinum untergebracht waren, entstand ab 1866 ein neues, zeitgemäßes Klinikum vor

1 Die Internationale Städtetagung „Stadt und Hochschulen“ von Forum Stadt – Netzwerk historischer Städte e.V. vom 9. bis 10. Juni 2016 bot Anlass zur kritischen Rückschau.

2 A. Cser, Kleine Geschichte der Stadt und Universität Heidelberg, Karlsruhe 2007, S. 183, 191, 201, 281.

3 Einen profunden Überblick bietet: A. Krämer, Die bauliche Entwicklung der Universität seit 1803, in: P. A. Riedl (Hrsg.), Die Gebäude der Universität Heidelberg, Heidelberg 1987, Bd. 1, S. 5-47, Bd. 2, S. 1-13.

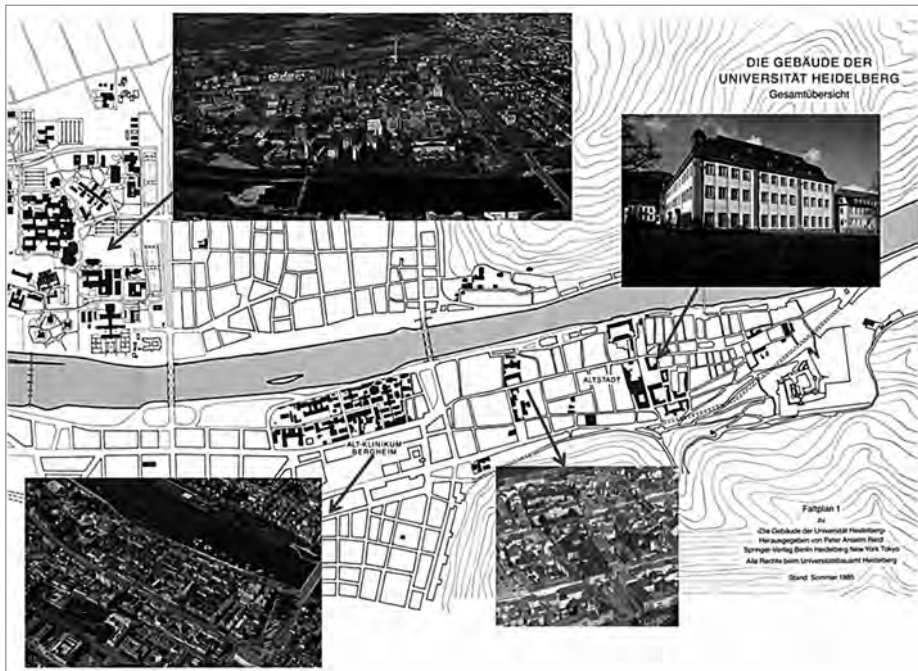


Abb. 1: Die Standorte der Universität: Altstadt, Klinikum Bergheim und das Neuenheimer Feld; Planvorlage aus: P. A. Riedl (s. A 3), Foto: K. Gattner, Luftbilder: O. Braasch, 2010 und 2013.

den Toren der Stadt in Bergheim. Seit 1911/12 wurde das Neuenheimer Feld auf der nördlichen Neckarseite als Erweiterungsgelände der Naturwissenschaften überplant. Der Erste Weltkrieg und der verspätete Bau der dritten Neckarbrücke 1927/28 verzögerten die Entwicklung, so dass bis 1945 hier nur der Botanische Garten, die Chirurgie und als außeruniversitäre Einrichtung das Kaiser-Wilhelm-Institut (später Max-Planck-Institut) ansässig waren.

In der Altstadt hatte die Universität sukzessive einen großen Gebäudebestand im Umkreis der Domus Wilhelmiana in ihren Besitz gebracht (Abb. 2): 1829 das ehemalige Jesuitengymnasium in der Schulgasse, zwischen 1868 und 1912 etliche Privathäuser in der Augustinergasse und in der Schulgasse sowie 1901 das „Museum“ am Universitätsplatz, Vorgängerbau der 1930-34 errichteten Neuen Universität. Mit dem großen Neubau der Universitätsbibliothek 1899-1905 am Ende der Plöck wurde die Bedeutung des Standorts Altstadt bekräftigt. Im Marstallhof erwarb die Universität 1926 den Weinbrennerbau; das Zeughaus, seit 1919 als Mensa und Turnhalle ausgebaut, blieb in universitärer Nutzung.

Trotz des umfangreichen Flächen- und Gebäudebestands herrschte nach der Wiederbegründung der Universität 1945 drangvolle Enge, die auch die umgehende



Abb. 2: Universitätsbauten zwischen Marstallhof, Große Mantelgasse, Universitätsplatz, Kettengasse, Faulen Pelz, Plöck und Theaterstraße / Schiffgasse; 1956 als Sondergebiet für die bauliche Entwicklung der Universität ausgewiesen; Luftbild: O. Braasch, 2013.

Zuweisung des Seminarium Carolinum kaum lindern konnte. Die Immatrikulationen waren 1952 bereits über die Vorkriegszahlen hinaus auf gut 4.500 angestiegen.⁴

Eine bebilderte Denkschrift des Lehrkörpers von 1954 schockierte die Verantwortlichen und die Bevölkerung, auch über die Region hinaus (Abb. 3). Heidelberg stände mit seinen veralteten und äußerst beengten Instituten mittlerweile sogar hinter den kriegszerstörten Hochschulen zurück. Tatsächlich hatte Freiburg für den Wiederaufbau 28,7 Mio. DM eingestrichen, das wie Heidelberg unzerstörte Tübingen 14,5 Mio., während sich die Zuwendungen an Heidelberg auf 9,5 Mio. DM beschränkten. Fotografien illustrierten die stark beengten und sowohl wissenschaftlich als auch hygienisch nicht haltbaren Zustände.⁵ Die Zeitungen titelten „Nur noch eine Kulisse“, „Notschrei aus Deutschlands ältester und berühmtester

4 A. Cser (s. A 2), S. 337.

5 *Universitätsarchiv Heidelberg (UAH)*, UAH B-5011/4: Denkschrift über Raumverhältnisse und Bauvorhaben der Universität Heidelberg, im Auftrag von Rektor und Senat verfasst von Dr. jur. Wolfgang Kunkel, Druckschrift o. J. (1954), beiliegende Bebilderung in Originalfotografien.



Abb. 3: Foto des „Physikalisch-Chemischen Instituts; Laboratorium im mittelalterlichen Kellergewölbe“ zur Illustration der Denkschrift der Universität 1954; Quelle: UAH B-5011/4, 9.

Universität“ und „statt Laboratorien mittelalterliche Hexenküchen.“ Die Heidelberger Universität sei auf dem Weg, ein verwahtes Museum zu werden.⁶

Bauflächen statt Exodus

Im Zuge der Aufstellung des neuen Flächennutzungsplans der Stadt 1956 wurde die bauliche Entwicklung der Universität und ihrer Standorte wichtiges Thema. Einig war man sich über die mittelfristige Aufgabe des Standorts Bergheim und die Expansion im Neuenheimer Feld für die Medizin und die Naturwissenschaften. Unterschiedliche Ansichten gab es zum Standort der Geisteswissenschaften in der Altstadt: Die „große Lösung“ der gänzlichen Aufgabe der Altstadt als Universitätsstandort und der Bildung einer Gesamtuniversität auf dem Neuenheimer Campus wurde hart diskutiert, fand aber trotz gewichtiger Fürsprecher keine Mehrheit, zumal die Realisierung bei laufendem Betrieb kaum möglich schien. Als Argument wurde die fast sechs Jahrhunderte währende Tradition des Standorts der ältesten Universität Deutschlands beschworen – von einigen, darunter der Direktor der Universität, allerdings als emotional und romantisch abgetan. Handfester war der Verweis auf den wertvollen Gebäudebestand in der Altstadt, auf den nicht verzichtet werden könne. Auch die Funktion der Altstadt war Thema: „Die Altstadt sei kein Museumsstück. Ohne Universität aber sei die Altstadt leer.“ Eine Neuord-

⁶ UAH B-5011/5: Diverse Zeitungsartikel.

nung der vorhandenen und neuer Gebäude wurde „für geraume Zeit“ als ausreichend erachtet.⁷

Als der Große Senat der Universität am 15.12.1956 den Verbleib der Geisteswissenschaften in der Altstadt beschloss, stellte er gleichwohl Bedingungen, nämlich, dass „in der Altstadt großräumige Bauflächen zur Verfügung“ gestellt würden und der Verkehr mit Blick auf ein ungestörtes Arbeiten neu organisiert würde. Sollte die Erfüllung nicht gewährleistet sein, sei der Beschluss neu zu überdenken. Vorsichtshalber behielt man Flächen für eine mögliche Zusammenlegung im Neuenheimer Feld ein.⁸

Der Universität wurde daraufhin im Gesamtbebauungsplan ein 7,5 ha großes Sondergebiet zwischen Theaterstraße/Schiffgasse im Osten, Friedrich-Ebert-Anlage im Süden und Kettengasse bzw. Große Mantelgasse im Osten als Entwicklungsfläche zugestanden.

Marstallhof

Einen Vorgeschmack darauf, was die Raumbeschaffung für die Universität in der Altstadt konkret bedeutete, gab die 1954 einsetzende Planung, im Bereich des Südflügels des Marstallhofes ein neues Kollegiengebäude für die philosophische Fakultät zu errichten (Abb. 4).⁹ Zunächst war nur die Aufstockung der so genannten Reithalle vorgesehen, ein Rest des Kasimirbaus von 1590, der die westliche Hälfte des Südflügels einnahm. 1957 wurde hingegen ihr Abbruch und derjenige der östlich anschließenden, 1806 bis 1808 von Friedrich Weinbrenner erbauten Kaserne erwogen. Das neu gegründete Universitätsbauamt sah an ihrer Stelle einen fünfgeschossigen Stahlbetonskelettbau mit Flachdach vor, der erregte Proteste in der Bevölkerung auslöste. Die eigentlich zur Schlichtung 1958 eingesetzten Gutachter, Otto Bartning, Hans Detlev Rösiger und Otto Ernst Schweizer, stimmten allerdings dem Planungskonzept des Universitätsbauamts vollumfänglich zu und

7 *Vermögen und Bau Baden-Württemberg, Amt Heidelberg, Universitätsbauamt (UBA): Wortmann, Vorschläge für die bauliche Entwicklung der Universität im Flächennutzungsplan 1956, im April 1956; Universitätsarchiv Heidelberg, UAH B-5011/5: Niederschrift über die 1. Sitzung des Arbeitskreises „Bauliche Entwicklung der Universität“ am 21. Januar 1955; UHA B-5011/7: Protokoll der Sitzung des Grossen Senates der Universität Heidelberg vom 15. Dezember 1956.*

8 UAH B-5011/7: Entschließung des Großen Senats der Universität Heidelberg vom 15. Dezember 1956.

9 *Landesamt für Denkmalpflege, Dienstsitz Karlsruhe (LAD-KA), damals Staatliches Amt für Denkmalpflege, Objektakte Marstallhof Heidelberg 1956-67 (Korrespondenz, Zeitungsartikel, Pläne); Fotoarchiv (Modellpläne). – Die Vorgänge werden lebhaft von der Presse begleitet (Heidelberger Tageblatt, Rhein-Neckar-Zeitung, Badische Volkszeitung). – Eine quellennahe Zusammenfassung bietet: U. Fahrbach, Marstall und Heuscheuer, in: P. A. Riedl (s. A 3), S. 240-272.*



Abb. 4: Modell für den Neubau eines Kollegiengebäudes im Marstallhof anstelle der Weinbrenner-Kaserne und der Reithalle (Kasimirbau), Universitätsbauamt 1958; Quelle: LAD KA.

brachten lediglich eigene Varianten ein. Das mag wenig verwundern, galt doch zumindest Schweizer als ausgesprochener Neuerer.

Unter dem Zeitdruck verfallender Haushaltsmittel verzichtete die Universität auf ein Geschoss, passte die Farbigkeit den historischen Flügeln an, behielt aber das Flachdach bei. 1963 wurde die Reithalle abgebrochen, 1967 der Weinbrenner-Bau. Als der erste Bauabschnitt 1966 fertiggestellt war, brandete die Empörung der Heidelberger Bürger über das „ordinäre Flachdach“ nochmals hoch.¹⁰ Proteste führten zwar zu Planvarianten, letztlich aber setzte sich die schon begonnene Lösung durch. Der im Volksmund als „Hubschrauberlandeplatz“ verunglimpfte Bau blieb noch lange ein Stachel im Fleisch der Heidelberger Altstadtbürger.¹¹

Der Gutbrod-Plan

Parallel zu den Diskussionen um den Marstallhof bekräftigte das Universitätsbauamt die 1956 formulierten Beschlüsse und Bedingungen 1961 mit einer weiteren Denkschrift, die den Raumbedarf in Zahlen fasste:¹² Derzeit verfügten die Geisteswissenschaften über 31.500 qm, der Bedarf sei mit 47.200 qm anzusetzen und mit

10 U. a. Rhein-Neckar-Zeitung, Wer ist für dieses Dach verantwortlich?, 07.01.1966; Resolution fordert Änderung des Daches, außerdem Glosse „Heißes Flachdach“, 29./30.01.1966. Badische Neueste Nachrichten, Bürgerforum fordert einen Denkmalsrat, 01.02.1966.

11 Heidelberger Tageblatt, Heidelberger Altstadt soll nicht verkommen, 03.03.1969.

12 *Universitätsbauamt Heidelberg* (Hrsg.), Die Universität Heidelberg in der Altstadt, Heidelberg 1961.



Abb. 5: Modell des Bebauungsplans von Rolf Gutbrod für das Universitäts-Sondergebiet, 1966; hell markiert die vorgesehenen Neubauten in ihrer angestrebten Grundform, unten rechts das bereits ausgeführte Kollegengebäude; Quelle: *Stadt Heidelberg, Stadtplanungsamt*, bearb. von LAD KA.

61.500 qm bis 1990 zu prognostizieren. Die Parkflächen seien statt derzeit 0,15 ha mit einem aktuellen Bedarf von 2,2 ha und 1990 von 3,4 ha zu veranschlagen.

Außerdem brachte es ein schon länger avisiertes Ziel zu Papier, nämlich die in der Altstadt verbleibenden Teile der Universität wieder um ihren ursprünglichen Kern am Universitätsplatz zu konzentrieren und eine zusammenhängende Universitätszone, einen Altstadt-Campus, zu schaffen.

Unter diesen Vorgaben beauftragte das Finanzministerium als oberster Bauherr der Universität 1963 den bekannten Architekten und Stuttgarter Professor Rolf Gutbrod mit der Ausarbeitung eines städtebaulichen Leitbildes und eines Bebauungsplans für das 1956 ausgewiesene Universitäts-Sondergebiet in der Altstadt, insbesondere für das Areal zwischen Grabengasse, Sandgasse, Hauptstraße und Universitätsbibliothek. Das Stadtplanungsamt unterstützte Gutbrod.

Im Frühjahr 1966 stellte Gutbrod den Bebauungsplanentwurf dem Bauausschuss und der Öffentlichkeit vor.¹³ Die vorgesehenen Abbrüche waren umfassend:

¹³ *Stadt Heidelberg, Stadtplanungsamt*, Niederschrift über die Sitzung des städtischen Bauausschusses, 29.03.1966; Fotografien des präsentierten Stadtmodells.

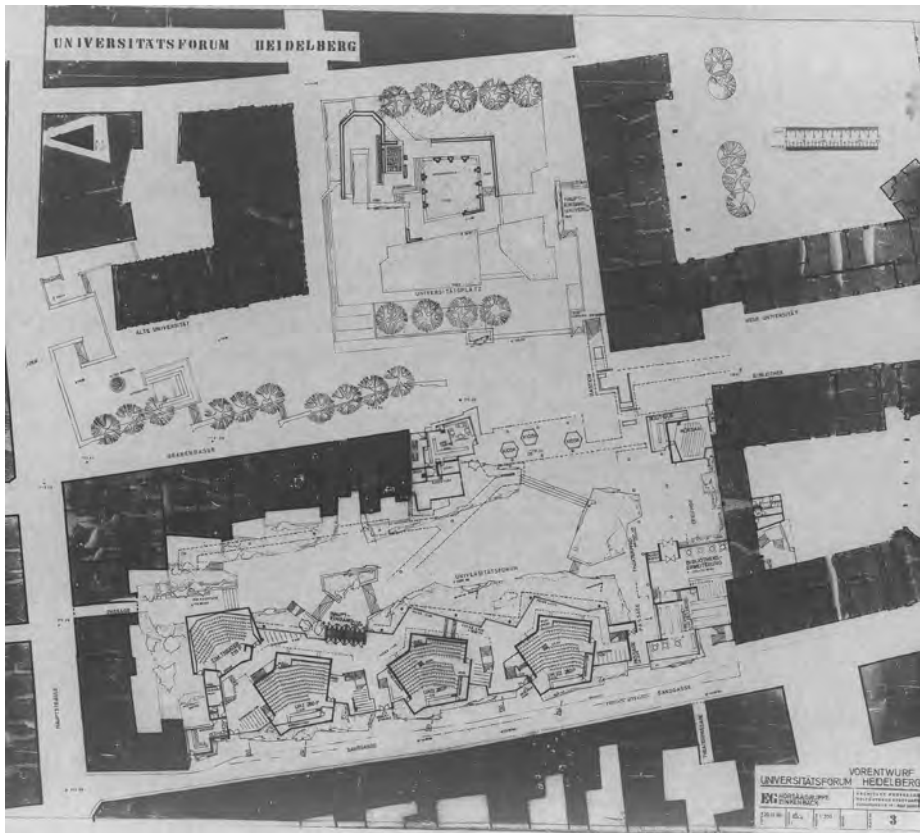


Abb. 6: Rolf Gutbrod, Entwurf zum Universitätsforum zwischen Sandgasse und Universitätsplatz, 1966. Die verzogenen Pultdächer der Hörsaalpavillons erreichten die Firsthöhe der dreigeschossigen Hauptstraßenbebauung; Quelle: SAAI, Bestand Gutbrod.

Außer den bereits erfolgten Abbrüchen von Reithalle und Weinbrenner-Bau im südlichen Marstallhof sollten die barocke Hofbebauung im südlich angrenzenden Quartier, die Bebauung der Krahnengasse und der Marstallstraße sowie die Westseite der Großen Mantelgasse fallen. Zur Disposition standen südlich der Hauptstraße das Quartier zwischen Theaterstraße und Sandgasse mit zwei historischen Schulgebäuden, der Liselotte-Schule und der Friedrich-Ebert-Schule, das Quartier Sandgasse/Grabengasse sowie zwei Drittel des ehemaligen Jesuitenkollegs in der Kettengasse, das Landgericht in der Seminarstraße, das Amtsgefängnis am Faulen Pelz und Bauten in der Zwingerstraße.

Die neuen Großbauten, die an die Stelle der historischen Gebäude treten sollten, wurden nur als System skizziert. Ein großes Modell veranschaulichte ihre Platzie-

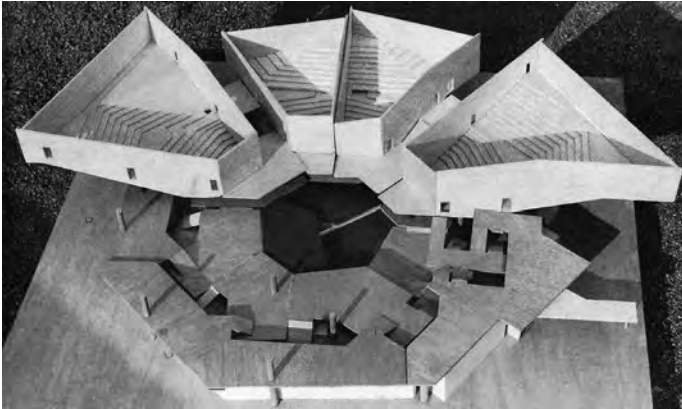


Abb. 7: Rolf Gutbrod, Entwurfsmodell Hörsaalbau Universität Stuttgart, 1962; aus: *Bauwelt* 1962, H. 22, S. 623.

rung im Stadtraum und die angestrebten Grundformen der Neubauten (Abb. 5). Laut Gutbrod fügen sie sich „durch stärkere plastische Ausformung in die Altstadtstruktur ohne Bruch ein“.¹⁴

Am Beispiel der Hörsaalgebäude im Quartier Sandgasse/Grabengasse zeigte Gutbrod konkretere Planungen (Abb. 6): Vier pavillonartig freigestellte Hörsaalgebäude, der Größe nach gestaffelt, sollten im Bereich der ehemaligen Sandgassenflucht entstehen und die Randbebauung der Grabengasse einem Kolonnadenbau weichen, der sich zum Universitätsplatz öffnet. Der Platz ist in mehrere Areale geteilt und birgt – im Bereich der Ruine des Augustinerklosters – eine Tiefgarage. Die aufgesteckten, polygonalen Hörsaalschiffchen entlang der Sandgasse erinnern an Gutbrods Planung für die Stuttgarter Universität von 1962 (Abb. 7), die nicht zur Ausführung gekommen war.¹⁵

Der Bauausschuss gab sich schockiert und sparte nicht mit Kritik. Die Raumvorgaben würden nicht erfüllt und trotzdem seien die Eingriffe erheblich. Die „Brutalität und Pietätlosigkeit“ gegenüber der Altstadt böten einen „fürchterlichen Anblick“.¹⁶ Besonders stieß man sich an den Abbrüchen in der Grabengasse und der damit einhergehenden Öffnung des Universitätsplatzes zum aufgelösten Hofquartier. Aber auch die Form der Neubauten erntete Hohn: Die „monströsen“ Hörsäle nähmen sich wie „achteckige Pfannkuchen“ oder „Fladen“ im Stil Hans

¹⁴ Ebda.

¹⁵ Hörsaalgebäude für die Technische Hochschule Stuttgart, in: *Bauwelt* (1962, Heft 22), S. 622-623.

¹⁶ Rhein-Neckar-Zeitung, Kann die Universität in der Altstadt bleiben? Gestern im Bauausschuss, 30.03.1966; Ein Kuckucksei ins Nest der Altstadt gelegt, 31.03.1966;

Scharouns aus. Gutbrod erwiderte, es sei ihm darum gegangen, eine funktionsfähige Altstadt im Sinne der heutigen Zeit zu gestalten und kein Museum zu erstellen. Die Lebensdauer der historischen Gebäude sei ohnehin beschränkt. „Wenn Sie ein Museum bauen wollen, nun gut, aber dann nicht mit mir.“¹⁷

Das Fachkollegium Gutbrods in Stuttgart und Karlsruhe schlug sich auf die Seite des Architekten. Der bekannte Chefredakteur der Bauwelt, Ulrich Conrads, bezeichnete die Reaktion der Heidelberger als „hinterwäldlerisch“ und plante eine Publikation zur Ehrenrettung Gutbrods.¹⁸

In Heidelberg trat der Gutbrod-Plan eine umfassende öffentliche Diskussion los. Zentrale Frage war erneut: Kann die Universität in der Altstadt bleiben, ohne diese zu zerstören? Wieviel wiegt Alt-Heidelberg und seine gepflegte Romantik gegen das Schreckgespenst des Funktionsverlustes der Altstadt?

Ruhe nach dem Sturm

In der Folgezeit zeichnete sich ein Kompromiss ab: Die Raumbedürfnisse der Universität wurden von 70.000 qm auf 53.000 qm heruntergeschraubt und der folgenreiche Plan einer räumlichen Konzentration in einem zusammenhängenden Campus um den Universitätsplatz herum wurde aufgegeben.¹⁹ Die Akzeptanz über die Altstadt verstreuter Institute und die Reduktion der Parkflächen senkte den Neubaubedarf erheblich.

Das Gremium, das über die nun folgenden Planungen beriet, war von der Trias Universität-Staatliches Hochbauamt-Stadtplanung auf einen vielstimmigen Kreis erweitert worden, der auch die Bürgerschaft (Altstadtbeirat), die Studenten und Fachgruppen umfasste. Besonders hervor tat sich das Kunsthistorische Institut mit Prof. Peter Anselm Riedl, das die Belange des Staatlichen Amtes für Denkmalpflege durch eine differenzierte Bestandsaufnahme der Altstadtbebauung (1969-72) unterstützte – ein erster Schritt der fälligen Ausweitung der Denkmalliste, die noch aus dem Jahr 1939 stammte und gerade mal 95 Positionen umfasste (heute zählt allein die Altstadt ca. 900 Baudenkmale).²⁰ Auch das inhaltliche Spektrum weitete sich:

17 Heidelberger Tageblatt, Kann der Bau-Charakter der Altstadt erhalten werden?, 31.03.1966. Heidelberger Amtsanzeiger, Das Raumverlangen der Universität fordert tiefen Eingriff in das Altstadtgefüge, 01.04.1966.

18 *Stadt Heidelberg*, *Stadtplanungsamt*, Kopie eines Schreibens von Conrads an Rolf Gutbrod, 10.04.1966.

19 Rhein-Neckar-Zeitung, Zahlen des Gutbrod-Gutachtens bestritten, 03.06.1966. – UBA, Anfrage der Stadtverwaltung, 09.05.1966; Stellungnahme des Liegenschaftsamtes, 8.11.1966. – Stadt Heidelberg, Stadtplanungsamt, Schreiben vom 24.02.1967.

20 Bauordnung der Stadt Heidelberg, § 15 Denkmalschutz und Naturschutz, I., Heidelberg 1939, S. 87 f.; *Landesamt für Denkmalpflege Baden-Württemberg* (Hrsg.), *Stadtkreis Heidelberg* (Denkmalto-

Auf der Suche nach einem übergreifenden Konzept wurden Verkehrsberuhigung und Altstadt-sanierung verstärkt einbezogen.

Die Abbrüche des Jesuitenkollegs, des Amtsgefängnisses und des Landgerichts unterblieben, ebenso der Abriss der historischen Schulgebäude im Quartier Theaterstrasse/Sandgasse. Auch vom Abräumen der Straßenzüge Große Mantelgasse und Marstallstraße wurde Abstand genommen.

Doch nicht alle Vorhaben wurden eingefroren: Den Abriss der westlichen Krahnengasse für die Schaffung von Parkflächen realisierte die Universität 1966 bis 1969. Neben den Handwerkerhäuschen ging dabei auch ein anspruchsvolleres Barockgebäude aus der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts unter, das stilistische Parallelen zum Haus Cajeth in der Haspelgasse aufwies (Abb. 8). Die Denkmalpflege hatte unter der Bedingung eines Wiederaufbaus in der Großen Mantelgasse zugestimmt, der jedoch unterblieb.²¹ Die erstaunliche Geräuschlosigkeit, mit der sich der Flächenabbruch vollzog, hing wohl mit dem Fehlen eines konkreten Neubauplans zusammen, der die Altstadtbürger offenbar stets mehr provozierte als der Abbruch barocker Häuser.



Abb. 8: Krahnengasse, Blick nach Süden, rechts das palaisartige Wohngebäude Nr. 6, um 1735, Aufnahme 1967; Quelle: LAD KA.

„Triplex“

Auch die Planung des nach wie vor als notwendig erachteten Hörsaalzentrums im Quartier Sandgasse/Grabengasse, nun als Seminargebäude mit Mensa konzipiert, wurde nach zweijährigem Moratorium fortgeführt. Der Siegerentwurf „Triplex“ des beschränkt ausgeschriebenen Wettbewerbs von Lothar Götz 1970 (Abb. 9) zeigt deutlich die jüngst entwickelten Präferenzen: Die geschlossene Blockrandbebauung zum Universitätsplatz wird beibehalten, anstelle großer, plastisch frei entwickelter Solitäre passen sich die kleinteilig strukturierten Betonbauten in

pographie Bundesrepublik Deutschland, Kulturdenkmale in Baden-Württemberg II. 5), Ostfildern 2013, LAD KA, Archiv.

21 Heidelberger Tageblatt, Barockfassade wird „heimatlos“, 03.11.1967. LAD KA, Archiv.



Abb. 9: Triplex, Siegermodell des Wettbewerbs Seminargebäude mit Mensa, 1970, Blick von der Hauptstraße nach Süden, rechts die aufgeweitete Sandgasse mit dem angrenzenden Bau der Universitätsbibliothek; aus: *Bauwelt* 1970, H. 32, S. 1231.



Abb. 10: Die Sandgassenbebauung kurz vor dem Abbruch, 1974, Blick nach Norden, rechts das Barockhaus Nr. 5; Quelle: Artur Pfau, Mannheim; Abzug LDA KA.

Dachneigung und Fassadenabwicklung der Vorgängerbebauung an.²² Die Altstadtstruktur schien gewahrt.

Abgebrochen wurde allerdings in gleichem Umfang, wie es für Gutbrods Hörsaalzentrum angedacht war: Neun Wohnhäuser des 16. bis 19. Jahrhunderts entlang der Sand- und Grabengasse fielen (Abb. 10). Zwar hatten sich die Denkmalpflege und das kunsthistorische Institut für die Erhaltung der Gebäude stark gemacht,²³ dennoch wurde der Abbruch der Hauszeilen 1974 realisiert. Als Feigenblatt integrierte man besonders aufwendig gemeißelte Werkstücke im Hof des Neubaus.

Noch vor seiner Fertigstellung 1978 feierte die Presse den Neubau als bedeutenden Beitrag des Landes zur Altstadtsanierung, der anstelle der „scheußlichen Klötze“ des Gutbrod-Plans eine „Verschmelzung“ mit der Altstadt erreiche.²⁴

22 J. Goetze: Altstadterneuerung in Heidelberg – 3 Gutachten, in: *Bauwelt*, 61. Jg., 1970, S. 1226-1237.

23 J. Gamer/J. Julier/B.-P. Schaul/A. Seeliger, *Der Baublock Grabengasse/Sandgasse* (Veröffentlichungen zur Heidelberger Altstadt, hrsg. von P. A. Riedl und J. Julier, Nr. 2), Heidelberg 1969; Stadt Heidelberg, Stadtplanungsamt, verschiedene Protokolle und Briefwechsel 1970.

24 Rhein-Neckar-Zeitung, „Triplex-Projekt“ mit Altstadt verschmolzen, 15.06.1976; ebda., Bisher größtes Uni-Projekt in der Altstadt, 24.06.1976.

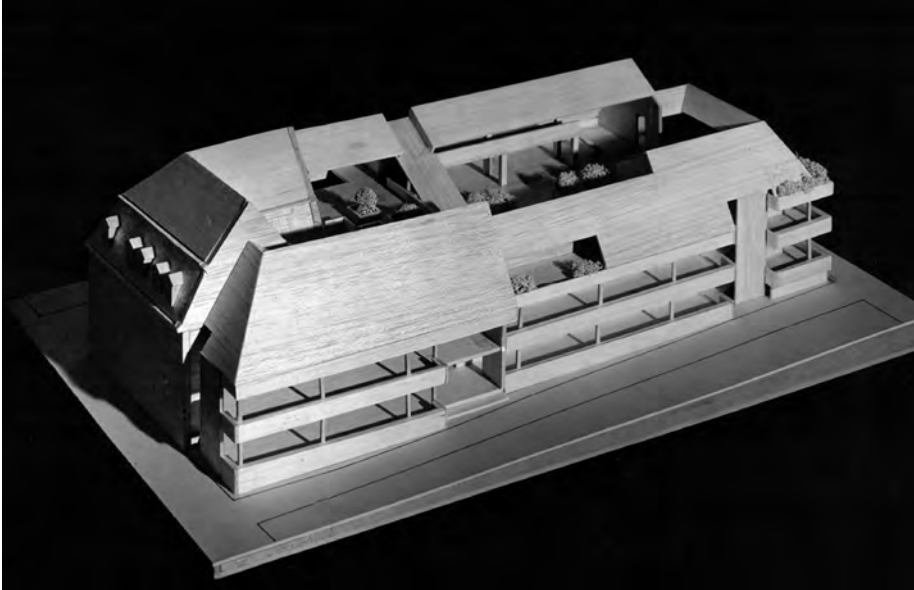


Abb. 11: Wissenschaftlich-Theologisches Seminar, Entwurfsmodell des Universitätsbauamts 1971, im Vordergrund die Fassade zur Kisselgasse; Quelle: LDA KA.

Theologisches Seminar

Dass man die städtebauliche Lektion gelernt hatte, zeigte das Universitätsbauamt beim Neubau des Wissenschaftlich-Theologischen Seminars im Quartier Plankengasse / Kisselgasse.²⁵ Schon die ersten Entwürfe 1969 sahen eine Blockrandbebauung mit steil geneigten Walmdächern und eine Aufgliederung mit versetzten Fassadenabschnitten vor (Abb. 11). An der Erhaltung von Altbausubstanz zeigte das Universitätsbauamt jedoch nach wie vor kein Interesse, so war die vollständige Räumung des Quartiers vorgesehen, zu Lasten vor allem zweier qualitätvoller Wohnhäuser des 18. Jahrhunderts. Dass die Denkmalpflege überhaupt ihre Belange vorbringen konnte, bedurfte des Eingreifens des Regierungspräsidiums Nordbaden; das Universitätsbauamt und der Bauträger, die Neue Heimat Kommunal, hatten das Denkmalamt und den Altstadtbeirat übergangen.²⁶ Ihre nunmehrige Beteiligung erwirkte den Einbezug des barocken Eckgebäudes zur Hauptstraße und die Wiederverwendung des Empire-Portals im Neubau. Dieser minimierte Erhalt schien

25 M. Weis, Das Wissenschaftlich-Theologische Seminar, in: P. A. Riedl (Hrsg.), Die Gebäude der Universität Heidelberg, Heidelberg 1987, Bd. 1, S. 304-308, Bd. 2, S. 114-119.

26 LAD KA, Objektakte Kisselgasse.

nochmals gefährdet, als Statiker Schwierigkeiten anmeldeten. Nur durch den dringenden Verweis auf die Vorbildwirkung des Bauvorhabens zu Beginn der anstehenden Altstadtanierung und die gereizte Aufmerksamkeit der Bürgerschaft wurde der Totalabriss verhindert und – mit erheblichen Zuschüssen – die Fassaden des barocken Eckbaus erhalten.²⁷

Sinneswandel

Triplex und Wissenschaftlich-Theologisches Seminar waren auf lange Zeit die letzten Neubauten der Universität in der Altstadt. Schon während der Auseinandersetzungen um die Marstall-Bebauung suchte die Universität auch Einzellösungen im Bestand, so wurde 1962-65 die Heuscheuer mit Hörsälen ausgestattet.²⁸ Seit der Aufgabe der Idee eines um den Universitätsplatz konzentrierten Altstadt-Campus und der damit verbundenen Abbrüche nach dem Gutbrod-Eklat 1966 trieb die Universität die Umnutzung von bestehenden Gebäuden energisch voran: Exemplarisch seien das ehemalige Palais Boisserée und das Großherzogliche Palais am Karlsplatz, die – einst zum Abbruch vorgesehenen – Großbauten des Landgerichts in der Seminarstraße und des Jesuitenkollegs in der Kettengasse genannt. Man war zwar bei den Umbauten des Altbestands – aus heutiger Sicht – alles andere als zimperlich, aber die Sanierungsleistung fand auch bei den Kritikern viel Anerkennung. Riedl lobte die Universität 1973 „als stadtbildpflegende Institution erster Ordnung“ und sprach von einer „Wiedergutmachung“ für die schweren Eingriffe, die sie der Altstadt zugefügt habe.²⁹

Wie lautet das Resümee zur Kernfrage von 1956 und 1966: Kann die Universität in der Altstadt bleiben, ohne diese zu zerstören? Sie konnte, weil sie in einem von heftigen Auseinandersetzungen begleiteten, zwanzigjährigen Prozess von den öffentlich nicht akzeptierten, funktionalistischen Neuerungskonzepten der 1960er Jahre abrückte und alternative Lösungen im Bestand entwickelte und umsetzte.

Die Probleme der Universität, ein moderner expandierender Großbetrieb mit Exzellenzstatus, sind nach wie vor gegeben. Man darf gespannt sein, wie sie in Zukunft damit umgeht.

27 Heidelberger Tageblatt, Baukränen ist ein Haus im Weg, Abrißarbeiten für Theologisches Seminar am Monatsende, 13.07.1972; Rhein-Neckar-Zeitung, Wird Karlstraße 13 nicht abgerissen?, 14.07.1972; ebda., Hauptstraße 230: „Noch nichts entschieden“, 22./23.07.1972.

28 U. Fahrbach (s. A 9).

29 P. A. Riedl, Heidelberg Altstadt und Universität, in: Ruperto Carola (1973, Heft 52), S. 77-82.

Heidelberg – Strategien und Planungen für die Stadt in der Wissensgesellschaft

Seit einigen Jahren ist die Herausforderung „Stadt in der Wissensgesellschaft“ für die Stadt Heidelberg zu einem zentralen Politik- und Aktionsfeld geworden. Es geht um die stadtgesellschaftlichen Veränderungen im 21. Jahrhundert als dem „Wissenszeitalter“, in dem nicht vorrangig der Zugang zu Rohstoffen, sondern der Zugang und Transfer von Wissen über Erfolg oder Misserfolg bzw. über Wachstum oder Stagnation entscheiden. Die treibenden Faktoren der Wirtschaft wie der schnelle technologische Fortschritt, die strukturverändernde Daten- und Informationsfülle und die Globalisierung der Arbeits- und Kapitalmärkte haben die Städte der hochentwickelten Industrieländer erreicht und verändern ihre Gesellschaften.

Heidelberg hat hierauf u. a. mit der Etablierung der Internationalen Bauausstellung (IBA) Heidelberg „Wissen schafft Stadt“ als unmittelbarem Instrument der städtischen Entwicklungsstrategien reagiert.¹ Seit 2008, als ein Wissenschaftlicher Beirat zur Auslotung von Chancen für die Durchführung einer IBA Heidelberg eingerichtet wurde, beschäftigt uns immer wieder die Kernfrage, ob und auf welche Weise eine Stadt wie Heidelberg zum eigenständigen und innovativen Akteur auf dem Weg in die „Wissensgesellschaft“ werden kann. Zwar sind mit der fortschreitenden Globalisierung die mit diesem Weg verknüpften Herausforderungen vielerorts stärker in den Fokus gerückt, doch Heidelberg hat etwas Prototypisches und möglicherweise lassen sich sogar Entwicklungstendenzen und Lösungsansätze von Heidelberg aus ein Stück weit verallgemeinern.² Vielleicht sind es gerade die „Knowledge Pearls“, jene kleinen Großstädte mit bedeutenden Universitäten, die die gesellschaftlichen Veränderungen stadträumlich am besten, besser noch als die großen Metropolen, „verwerten“ können?

Die Verknüpfung von Stadt und Wissen ist ganz gewiss kein Elitentema, sondern betrifft letztendlich alle Stadtbürger. Es sind die städtischen Räume, mit denen die Wissensgesellschaft in der Ausprägung als Cluster von Wissensressourcen und

1 Vgl. hierzu den Beitrag von Michael Braum „Wissen schafft Stadt – Stadt schafft Wissen. Die Internationale Bauausstellung Heidelberg“ in diesem Heft.

2 Vgl. *Stadt Heidelberg*, Wissen schafft Stadt. Memorandum Internationale Bauausstellung Heidelberg. Perspektiven der Europäischen Stadt in der Wissensgesellschaft, Heidelberg 2012.

ökonomischen Ressourcen in eine Wechselbeziehung tritt. Allerdings müssen diese urbanen Räume ganz bestimmte Eigenschaften aufweisen, um tatsächlich Magnete für „Wissen auf zwei Beinen“ zu sein. Und umgekehrt gibt die Aufmerksamkeit der „Wissensnomaden“ und „Wissens-Troubadoure“ den Städten einen spürbaren Bedeutungszuwachs.

1. Wissensstandort Heidelberg

Zwei Standortfaktoren erscheinen im Wettbewerb der Wissensgesellschaft von Bedeutung: die Prägungen durch Hochschulstandorte und die räumliche und branchenspezifische Ausdifferenzierung der Wirtschaftsstandorte. Zum einen liegt Heidelberg auf einer starken „Hochschulachse“, die von Göttingen bis Tübingen reicht. In den Städten Darmstadt und Heidelberg findet man die höchste Studierendendichte je Einwohner zwischen den Großräumen Frankfurt und Stuttgart. Zum anderen zeigt eine Kartierung der wirtschaftlichen Spezialisierung die Stärke des Raums Frankfurt bei der Bruttowertschöpfung im Bereich Finanzierung, Unternehmensdienstleister, die von Mannheim und Ludwigshafen im produzierenden Gewerbe und jene von Heidelberg bei öffentlichen und privaten Dienstleistern.

So stellt sich im größeren räumlichen Zusammenhang ein starker Mix aus Wirtschaft und Wissen und darüber hinaus ein Mix aus großen und kleineren Großstädten dar. Heidelberg – 80 Kilometer südlich von Frankfurt und 120 Kilometer nordwestlich von Stuttgart gelegen – profitiert zweifellos von dieser starken Ausdifferenzierung der Wirtschafts- und Wissenschaftsschwergewichte. Allein die Nähe zum Frankfurter Flughafen und anderen Infrastruktureinrichtungen (die Heidelberg nicht alle selbst vorhalten kann und muss) sind ein erheblicher Vorteil im globalen Netz, die mit dem Vorteil der räumlichen Nähe innerhalb einer kleineren Stadt ergänzt werden.

Nicht zu unterschätzen ist auch die Einbettung Heidelbergs (ca. 156.000 Einwohner) als eines von drei Oberzentren (zusammen mit Mannheim und Ludwigshafen) in die seit 2005 institutionell etablierte Metropolregion Rhein-Neckar³ (2,3 Mio. Einwohner), eine der wirtschaftsstärksten Regionen Deutschlands mit einem besonders zukunftsfähigen Branchenmix. Global Player (ABB, BASF SE, SAP, Roche Diagnostics, Freudenberg) sind hier ebenso zuhause wie mittelständische Weltmarktführer (Lamy), Hidden Champions oder innovative Start-ups. So ergeben sich von der Laborforschung bis hin zur Anwendung in der Industrie sowohl Spezialisierungspfade als auch ganz neue Konstellationen der Zusammenarbeit für die

3 Vgl. *Verband Region Rhein Neckar*, Körperschaft des öffentlichen Rechts, Mannheim, div. Veröffentlichungen auf: www.m-r-n.com [20.04.2017].

verschiedenen Formen der Wissensproduktion. Die hier vorfindliche enge Verzahnung von Wirtschaft und Wissenschaft, die Vernetzung der Wissensstädte in der Region und die Exzellenz der Universitäten und Forschungseinrichtungen generieren neues Wissen und sind zugleich Treiber der urbanen Dynamik.

Heidelberg profitiert hiervon in besonderer Weise und ist zugleich selbst Motor dieser Entwicklung. Millionen von Gästen teilen die Begeisterung für die Urbanität der Stadt, die Altstadt, die Kirchen, die Museen und sonstigen Kulturbauten, die Schönheit der Landschaft. Den internationalen und guten Ruf verdankt Heidelberg aber nicht nur seiner Altstadt und dem Schloss, sondern vor allem auch der Ruprecht-Karls-Universität, der ältesten Universität Deutschlands. Bereits 1386 gegründet hat die hoch renommierte Universität – neben 11 Nobelpreisträgern aus den Bereichen Physik, Medizin und Chemie – ganz unterschiedliche Wissensmilieus hervorgebracht und führt besonders in den Lebenswissenschaften internationale Rankings an. Das Fundament für wissenschaftlichen Fortschritt, Exzellenz und Innovationen wird durch ein breites Spektrum von über 160 unterschiedlichen Studiengängen gebildet. Heute hat die Universität ca. 40.000 Studierende (18% international), ca. 5.500 Promotionen (30% international), 1.237 Doktoranden (25% international) und ca. 2.000 Professoren (20% international). Nicht nur diese Zahlen, sondern vor allem die wissenschaftliche Reputation machen den internationalen Bekanntheitsgrad und die Attraktivität der Universität für Studierende und Forscher aus aller Welt aus. Hinzu kommt Heidelbergs Universitätsklinikum mit 15 Kliniken und mehr als einer Million Patienten jährlich.

Aber auch darüber hinaus sieht sich Heidelberg als „Stadt der Kreativen“ – nicht ohne gezielte Entwicklungsabsicht: Innovationen benötigen ein hohes Maß an kreativem Potenzial. Deshalb bietet Heidelberg zahlreiche institutionalisierte Formen der Unterstützung der Kreativwirtschaft. Immerhin sind von den 112.000 Arbeitsplätzen Heidelbergs 70% dem wissensintensiven Dienstleistungsbereich und der industriellen Hochtechnologie zuzurechnen.

Zugleich sieht sich Heidelberg aber auch als „Stadt der Nachhaltigkeit“ – unabdingbare Eigenschaft einer „Wissensstadt“ des 21. Jahrhunderts. Das beginnt bei der „Fair-Trade Town“ mit internationalem Rang und endet noch nicht bei der Konzeptionierung neuer Stadtentwicklungsprojekte wie der „Bahnstadt“, einem Stadtraum für 5.000 Einwohner und 7.000 Arbeitsplätze, der als klimaneutraler Stadtteil (100% Wärme- und Stromversorgung aus erneuerbaren Energien) 2015 mit dem Global Green City Award ausgezeichnet wurde. Die gesellschaftspolitische Zielsetzung lautete: Der Heidelberger Masterplan 100% Klimaschutz zielt auf über 50% Reduktion der CO₂-Emissionen. Zum Erreichen des Nachhaltigkeitsziels gehört im Rahmen der „Heidelberger Lebensart“ auch ein verändertes Mobilitätsverhalten mit hohen Anteilen an ÖPNV, Radfahrern und Fußgängern.

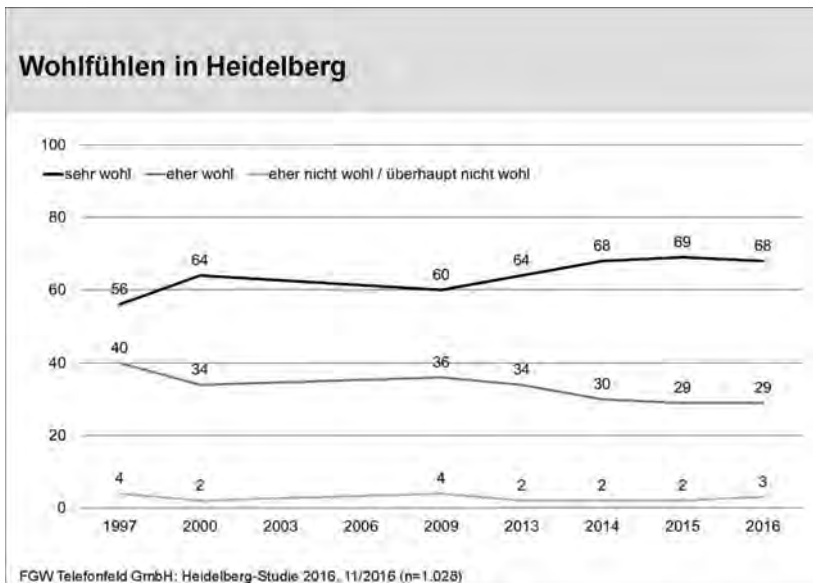


Abb. 1.: Heidelberg-Gefühl, Heidelberg-Studie 2016 Leben und Wirtschaft, Ergebnisse einer Umfrage im Auftrag der Stadt Heidelberg, Amt für Stadtentwicklung und Statistik, durchgeführt von der Forschungsgruppe Wahlen.

Um diese weitreichenden Ziele umzusetzen, braucht es eine breite Grundlage. Heidelberg hat sich nach bitterer Erfahrung bei gescheiterten Projekten mit großem Engagement und umfangreichem Ressourceneinsatz zu einer „Stadt der Bürgerbeteiligung“ entwickelt, die ihre Leitlinien für mitgestaltende Bürgerbeteiligung konsequent umsetzt. Dies stärkt das „Heidelberggefühl“. Immerhin geben in Befragungen 97% der Bürgerinnen und Bürger an, dass sie sich mit Heidelberg stark verbunden fühlen.

2. Stadt und Universität

Zwei demokratische Selbstverwaltungen, die exzellente Volluniversität mit selbstbewussten institutionellen Vertretern und die Stadt mit ihrem Gemeinderat führen nicht nur eine symbiotische Parallelbeziehung,⁴ sondern haben in ihren Entwicklungsabsichten Zielkonflikte immer dort auszutragen, wo der Gemeinderat für die Stadt als Ganzes Sorge zu tragen hat, die Universität jedoch vor allem auf sich

⁴ Vgl. U. Matthiesen/G. Mahnken (Hrsg.), Das Wissen der Städte. Neue stadtrregionale Entwicklungsdynamiken im Kontext von Wissen, Milieus und Governance, Wiesbaden 2009.

selbst (Wissenschaft, Forscher, Lehrende, Mitarbeiter) bezogen ist. Für die Stadt ist in der Planung der Heidelberger Wissensorte ein Wissensbegriff handlungsleitend, der nicht allein wissenschaftliches Wissen, sondern auch soziales Wissen aus unterschiedlichen Milieus (etwa auch migrantische Milieus) und sonstigen (Bildungs-)Institutionen, ganz „normales“ Alltagswissen und die Wechselwirkungen mit anderen Kompetenzfeldern wie Kreativwirtschaft u.ä. ins Blickfeld nimmt. Dabei sind die verschiedenen Wissenssphären alles andere als getrennt: Ein Drittel aller Heidelbergerinnen und Heidelberger und im Gemeinderat sogar mehr als die Hälfte seiner Mitglieder haben einen akademischen Bildungsabschluss. Stadt und Wissen – dieser Prozess betrifft längst nicht mehr nur Stadt und Universität, sondern es rücken weitere wichtige außeruniversitäre Player immer stärker in den Fokus der Stadtentwicklung. Da sich die Universität in ihrer Entwicklungspolitik aus funktionalen Erwägungen auf den Bereich des Neuenheimer Felds festlegt und neue Standortoptionen auf den Konversionsflächen nicht in Betracht zieht, sucht die Stadt für eine dynamische Stadtentwicklung verstärkt Kooperationen mit anderen „Wissensträgern“.

3. Entwicklungsstrategien für Wissensorte

Im Kern geht es im Rahmen langfristiger kooperativer Entwicklungen darum, bestehende Standorte neu als Wissensorte zu definieren und Perspektiven der Vernetzung mit der Stadt bzw. anderen Wissensorten aufzuzeigen. Am Beispiel der privaten „SRH Hochschule Heidelberg“⁵ und des Schulzentrums West kann das Ziel einer räumlichen und perspektivisch auch inhaltlich-funktionalen Verflechtung zweier unmittelbar nachbarschaftlicher Wissensorte verdeutlicht werden.

Der zentrale, etwa 12ha große Standort der Hochschule am Neckarbogen im Heidelberger Westen ist durch eine sich über Jahrzehnte entwickelnde Agglomeration von Gebäuden unterschiedlicher Größe und Qualität geprägt. Dabei ist das wohl auffälligste Gebäude der „SRH Science Tower“. Weitere Gebäude wie z.B. das Kurpfalzkrankenhaus oder die Sportbauten prägen traditionell den Standort. Die Hochschule bietet heute eine interessante Mischung traditioneller und „moderner“ Studiengänge wie Filmformatik, Game Development, Virtuelle und Augmentierte Realitäten, Wirtschaftsinformatik und auch Architektur an.

5 Die SRH ist mit ca. 11.000 Mitarbeitern und ca. 700.000 Bildungskunden und Patienten einer der führenden Anbieter von Bildungs- und Gesundheitsdienstleistungen. Sie betreibt bundesweit private Hochschulen, Bildungszentren, Schulen und Krankenhäuser. Der Unternehmensverbund steht im Eigentum der SRH Holding, einer gemeinnützigen Stiftung mit Sitz in Heidelberg; vgl. *SRH Holding SdbR*, Wettbewerb Entwicklung eines Masterplans für den SRH-Campus in Heidelberg, Heidelberg 2016.



Abb. 2: Campus der SRH und das Schulzentrum West im stadträumlichen Zusammenhang; Quelle: Stadtplanungsamt Heidelberg.

Da die SRH Holding mit einer langfristigen dynamischen Weiterentwicklung auf dem Campus rechnet, soll ein Masterplan für den Standort entwickelt werden. Ziel ist es, die für eine nachhaltige Entwicklung erforderlichen Flächenreserven aufzuzeigen, die Bestandsqualität der Gebäude zu analysieren und ein Strategiekonzept zu entwickeln. Dieses soll stadtplanerische, funktionale, energetische, wirtschaftliche und architektonische Potentiale aufzeigen. „Der Masterplan wird daher insbesondere als Chance gesehen, für einen kommenden Zeitraum von fünf bis dreißig Jahren Ideen zu entwickeln, zu beschreiben und auch zukünftigen Generationen von Verantwortlichen die Möglichkeit geben zu können, an einer idealen Strategie weiterzudenken.“⁶

Die SRH versteht ihren Campus als offenen Campus ohne Zugangsbeschränkungen. Dies bietet gute Voraussetzungen, ihn künftig mit dem angrenzenden Stadtteil Wieblingen und vor allem mit dem unmittelbar angrenzenden städtischen *Schulzentrum West* so zu vernetzen, dass ein neuer, interessanter Wissensort entstehen kann. Stadtentwicklungsstrategie muss es hier sein, die „künftige Wissensgesellschaft“ und die Stadtgesellschaft miteinander in Verbindung zu bringen. Dazu können eine Reihe von Funktionsbausteinen (Sportanlagen, Hotel, Mensa u.a.) und Infrastruktureinrichtungen (ÖPNV, ein mehrere Stadtteile miteinander verbindendes Fahrradwegenetz u.a.) effektive Beiträge leisten. Der noch zu erarbeitende Mas-

6 Ebda.



Abb. 3: Neubau des Bildungs-, Betreuungs- und Bürgerhauses B³ in der Bahnstadt; Luftbild: Kai Sommer; Grafik 1: Preisträger Realisierungswettbewerb Peter Donn Datscha Architekten / KUULA Landschaftsarchitekten

terplan ist ein hilfreiches Instrument, um diesen Diskurs in Gang zu bringen und dauerhaft zu etablieren.

Es ist ein Essential der Heidelberger Entwicklungsstrategien, die Prozesskultur in der Bürgerbeteiligung mit einer neuen Qualität der Wissensarchitektur zu verbinden. Bauen beinhaltet immer auch ein Weiterbauen am Stadtbild: Alle neuen Bauten an den Wissensorten profitieren von den Heidelberger Qualitätsmaßstäben und sollen selbst auch einen baukulturell innovativen Beitrag erbringen. Ziel ist die Ausprägung und Stärkung der Identität der Wissensorte. Im öffentlichen Raum die Vernetzung von Wissen zu ermöglichen heißt auch, räumliche Nähe der unterschiedlichen Wissenskulturen erlebbar zu machen. Dies betrifft alle Maßstabsebenen, auf denen Kommunikation stattfinden kann: innerhalb eines Hauses, in einem Block, zwischen den unterschiedlichen Straßenseiten, mit dem benachbarten Quartier. Bestandteil der Heidelberger Baukultur ist aber auch, die Anforderung an die Nutzbarkeit heutiger Bauten in der Zukunft mit zu bedenken. Strategisch sollen hier programmatische Ziele von „Green-City“, „Knowlegde-City“ und „Smart-City“ miteinander verbunden werden

Ein Prüfstein für die Etablierung von neuen Wissensorten im urbanen Kontext liegt in der *Bahnstadt*, Heidelbergs großem neuem Stadtteil. Ende August 2015 haben dort die Bauarbeiten für ein besonderes Projekt begonnen: Im Herzen des neuen Stadtteils entsteht am Gadamerplatz das Bildungs-, Betreuungs- und Bürgerhaus B³. Der Gebäudekomplex vereint eine dreizügige inklusive Grundschule mit Sporthalle, eine Kindertageseinrichtung mit vier Gruppen sowie ein Bürger-

zentrum mit öffentlichem Café, Mehrweckräumen und Bürgersaal. Zum Schuljahr 2017/2018 soll B³ in Betrieb genommen werden. Die Stadt hat sich mit dem vielseitigen Projekt erfolgreich bei der Internationalen Bauausstellung Heidelberg „Wissen schafft Stadt“ beworben. Das über eine Koexistenz von Kindertagesstätte, Schule, Sporthalle und Bürgerzentrum hinausgehende Haus soll das generationenübergreifende Lernen fördern.

4. Konversionsflächen

Nach dem Abzug der US-Armee hat Heidelberg mit 180ha Fläche für neue Entwicklungen eine Jahrhundertchance erhalten. Mit der Entwicklung der insgesamt fünf Konversionsflächen sollen neue Wissensorte mit unterschiedlichen Ausprägungen geschaffen werden. Ziel ist es, die unterschiedlichen Wissensmilieus gut mit der Stadtgesellschaft zu verflechten.

Die Südstadt erfährt dabei eine ungewöhnliche Metamorphose. Der Stadtteil war bislang von großen, abgeschotteten Flächen der US-Streitkräfte und der NATO geprägt und wurde vor allem als Durchgangsraum entlang der Nord-Süd-Verbindungsstraßen wahrgenommen. Städtebaulich-strukturell ist die bestehende Südstadt bisher überwiegend von Wohnnutzung, zumeist in offener Einzelhausbebauung, geprägt. Die vorhandenen soziokulturellen Einrichtungen rund um die Markusgemeinde an der Rheinstraße bilden als Treffpunkt lediglich erste Ansätze einer „sozialen Mitte“. Aufgrund ihrer Genese (Arrondierung von Wohnbauflächen zwischen der Weststadt im Norden und Rohrbach im Süden) zeichnet sich eine „klassische“ Stadtteilmitte bislang weder in einer starken Nutzungsüberlagerung noch stadträumlich ab. Das Nutzungskonzept für die Konversionsflächen in der Südstadt sieht deshalb eine hohe Nutzungsmischung vor. Neben Flächen für unterschiedliche Modelle des Wohnungsbaus wurden Wirtschaftsflächen, Flächen für Nahversorgung und für Gemeinbedarf im sozialen und kulturellen Bereich ausgewiesen.

Durch die Entwicklung der Konversionsfläche *Patton Barracks* soll der besondere Typus eines Wissenschafts-Wirtschafts-Campus innovativ weiterentwickelt werden. Die Patton Barracks, auf denen mit dem Heidelberg Innovation Park eine vornehmlich gewerbliche Nutzung vorgesehen ist, ergänzen den Bahnstadt-Campus und den Technologiepark. Geplant sind Ansiedlungen aus den Bereichen Medien- und Filmproduktion, IT-Unternehmen, Gaming, wissensbasierte Industrien, Gesundheitswirtschaft, Life Science, Medizintechnik und Organische Elektro-

nik.⁷ Der dialogische Planungsprozess mit Bürgerforen und einem städtebaulichen Wettbewerb startete im Herbst 2014.

Grundlage für die weitere Entwicklung eines Rahmenplans für dieses Quartier ist nun die Arbeit von Hosoya Schaefer Architects (Zürich).⁸ Zentrale Prämissen sind die Verankerung des Innovationsparks „in seinem kulturellen Kontext und in bestehenden Netzwerken“ und eine möglichst enge Verflechtung, Durchmischung und räumliche Nähe von Unternehmen, Zulieferern, Kunden und Dienstleistern. „Mit der Zeit entsteht daraus eine gemeinsame Wissensbasis, die – da größtenteils lokal vorhanden – einen Wettbewerbsvorteil darstellt. Um informelle Interaktion und auch eine befruchtende Unvorhersehbarkeit zu ermöglichen, muss ein innovatives Milieu möglichst tolerant und offen sein. Innovation kann nur gefördert, aber nicht erzwungen werden. Eine Perlenkette von Ideen, die schlussendlich zu einer markttauglichen Innovation führt, kann rückblickend nachvollzogen, aber nicht vorausschauend angestoßen werden. Es gibt daher keinen idealen Mix von Firmen, sicher aber eine ideale und inspirierende Atmosphäre.“⁹ Die Strategie, dies betont das Büro, steht in Kontrast zum klassischen Konzept des geschlossenen Universitätscampus oder dem Corporate Campus globaler Großkonzerne, die verdichtete und sichere Orte der Innovation schaffen sollen: „Je offener aber die Wissensgesellschaft und je schneller die erforderlichen Innovationszyklen, desto schlechter funktionieren solch dezidierten, geschlossenen Areale. Der ideale Ort für Innovation ist daher nicht ein Areal als Insel, sondern ein Quartier im Gefüge der Stadt mit all den entsprechenden Interaktionen, Wertschöpfungsketten und glücklichen Zufällen. Innovation erfolgt durch Konzentration, Durchmischung und Austausch, durch Offenheit und Identität. Dies erfordert eine intelligente Weiterführung des Vorhandenen, eine flexible Struktur für das Neue, einen vernetzenden Freiraum (Armatur), eine fußläufige Erschließung (5-Minuten Stadt), öffentliche Infrastruktur und Nutzungen sowie differenzierte Transformations- und Betriebskonzepte, die die Öffentlichkeit einbeziehen.“¹⁰

Heute steht der gesamte Südstadtteil vor der Herausforderung, ein neues Selbstverständnis zu gewinnen, das bei alten und neuen Bewohner gleichermaßen Akzeptanz findet. Ein wichtiger Baustein der neuen Identitätsbildung wird

7 Der Spitzencluster Forum Organic Electronics ist eine weltweit einzigartige Forschungsplattform bei der InnovationLab GmbH in Heidelberg. Im Rahmen des Spitzencluster-Wettbewerbs des BMBF erhielt der Spitzencluster zur Umsetzung seiner Clusterstrategie insgesamt bis zu 40 Mio. € über einen Zeitraum von fünf Jahren. Damit ergeben sich völlig neue Möglichkeiten des Forschungstransfers.

8 Hosoya Schaefer Architects AG, Zürich + Agence Ter, Karlsruhe im Auftrag der Stadt Heidelberg, Stadtplanungsamt 2016.

9 Ebda.

10 Ebda.



Abb. 4: Konversionsfläche Patton Barracks; städtebaulicher Entwurf: Hosoya Schaefer Architects, Zürich; Luftbild; Kai Sommer.

sinnvollerweise über stadtbildprägende, öffentliche Räume und neue oder neucodierte Bauten erfolgen. Eine bedeutende Chance besteht in der „Zivilisierung“ der vorhandenen Bausubstanz der 1938 gebauten und 1948 in „Campbell Barracks“ umbenannten ehemaligen „Großdeutschland-Kaserne“. Die historischen denkmalgeschützten Bauten werden u.a. durch die „Praxishochschule“ der Klett-Gruppe¹¹ und ein Kulturhaus („Karlstorbahnhof“), das von der Altstadt in die Stallungen umziehen wird, genutzt werden und sollen sich zum neuen Identitätsträger des Stadtteils zu entwickeln.

Ein besonderer Wissensort wird in den Campbell Barracks zudem mit dem künftigen „Mark Twain Center“ (MTC) für transatlantische Beziehungen geschaffen. Prof. Dr. Frieder Hepp, Leiter des Kurpfälzischen Museums, verantwortet das inhaltliche Konzept für das MTC: „Wir werden durch interaktive und multimediale Inszenierungen die Geschichte der deutsch-amerikanischen Beziehungen illustrieren – ein Schwerpunkt liegt dabei natürlich auf der besonderen Rolle Heidelbergs“.¹² Die Campbell Barracks stehen exemplarisch für das Ziel einer Ent-

11 Die „Praxishochschule“ ist Teil der Klett Gruppe, mit 61 Unternehmen an 36 Standorten in 14 Ländern einem der führenden Bildungsunternehmen in Europa. Die Planung für Heidelberg sieht weitere Studiengänge mit internationaler Ausrichtung im Management chronischer Krankheiten, Digitale Dentale Technologie und Internationale Master-Programme vor.

12 F. Hepp, Mark Twain Center for Transatlantic Relations, Heidelberg 2014.

wicklung vielfältiger Wissensorte, in denen sich sowohl über öffentliche als auch über private Finanzierungen das Geflecht eines neuen Wissensstadtteils herausbilden soll. Das beinhaltet, dass im Bildungsbereich neben der Hochschule weitere Einrichtungen – räumlich sinnvoll zugeordnet – etabliert werden: Seit Februar 2016 wird die ehemalige Mark-Twain-Schule auf der Konversionsfläche (für rund 13 Mio. Euro) saniert. Sie soll künftig von der Julius-Springer-Schule, einer kaufmännischen Schule, genutzt werden.

Für die gesamte Konversionsfläche Mark-Twain-Village/ Campbell Barracks mit insg. 43,4ha Fläche gibt es einen Masterplan, der im April 2014 vom Gemeinderat beschlossen wurde und unter intensiver Beteiligung der Bürgerschaft entstanden ist. Ein Schwerpunkt ist auch das Wohnen. Etwa 70% der auf dem Areal Mark Twain Village geplanten 1.200 Wohnungen werden nach dem wohnungspolitischen Konzept der Stadt Heidelberg als preiswerter (Miet- und Eigentums-)Wohnraum angeboten.¹³

Ein Bürgerzentrum für die Südstadt entsteht in der sog. „Chapel“, einem 1951 für Angehörige der amerikanischen Armee errichteten konfessionsneutralen ehemaligen Kirchengebäude. Mehrere Akteure mit unterschiedlichen Kompetenzen tragen gemeinsam zum Gelingen und zur Entwicklung eines tragfähigen Betreiber- und Nutzungskonzepts bei. Der Stadtteilverein fühlt sich verantwortlich für die Förderung und Entwicklung der lokalen Identität und für kulturelle Vielfalt in der Heidelberger Südstadt. Dazu gehören auch die kulturelle Belebung, das Wecken und Fördern des bürgerschaftlichen Engagements durch die Integration von Alt- und Neubürgern. Der 2012 gegründete „formAD“ ist ein Verein für Architektur und Design, der durch Ausstellungen, öffentliche Symposien, Tagungen und Workshops insbesondere seine Kompetenz für die Chapel-Transformation einbringt. Die Caritas beteiligt sich mit dem Projekt „Sozialraumorientierung in der Südstadt“ zur Aktivierung von Ressourcen im Stadtteil und der „effata Weltladen“ trägt als Nahversorger und Begegnungsort mit zwanzigjähriger Erfahrung in der Südstadt ebenfalls zum Gelingen des Stadtteillebens bei.

(Zwischen-)Fazit

Damit die genannten Wissensorte zu einem attraktiven Wissensstadtteil zusammenwachsen können, wird die Stadt gemeinsam mit der IBA „Wissen schafft Stadt“ deren Motto im Wortsinn umsetzen: Als ein verbindender und identitätsstiftender „Freiraum anderer Art“ für die Südstadt wird das „Grüne Band des Wissens“

13 *Stadt Heidelberg*, Das Handlungsprogramm Wohnen für Heidelberg, Heidelberg 2016, S. 14.

in der Konversion der Heidelberger Südstadt Wissensrichtungen über innovativ gestaltete Freiräume miteinander verknüpfen und die Campbell Barracks und Teile des Mark Twain Village künftig prägen. Anfang 2017 wird der Wettbewerb für Freiraumplaner ausgelobt und von 2017 bis 2020 sollen alle Schritte in mehreren Teilabschnitten baulich realisiert werden. Ein erster großer Erfolg für das Projekt war die Anerkennung des Bundesbauministeriums: Das „Grüne Band des Wissens“ erhält 5,9 Mio. Euro aus dem Fond „Nationale Projekte des Städtebaus“ des Bundes. Aus 118 Projektvorschlägen aus ganz Deutschland wurden insgesamt 17 „Nationale Projekte des Städtebaus“ ausgewählt – Heidelberg erhielt dabei sogar die bundesweit höchste Förderungssumme in diesem Jahr.

Heidelberg sieht sich auch durch diese Anerkennung in seiner Strategie der Stadtentwicklung mit Wissensorten gestärkt und ermutigt, die Planungen fortzusetzen und die Umsetzung entwickelter Projektideen zu intensivieren. Zweifellos wird dabei die mit rund 90ha größte Konversionsfläche, das am Rande der Stadt gelegene Patrick Henry Village, eine außerordentliche Rolle spielen. Für die Planungsphase Null hat die IBA „Wissen schafft Stadt“ dafür den visionären Hut auf.

Die Bauhaus-Universität und die Topographie der Moderne

Die vom Maler Kurt Schmidt zur Bauhaus-Ausstellung 1923 geschaffene Bauhaus-Postkarte Nr. 19 stellt kurz, knapp und anschaulich bis heute wesentliche Orte der Weimarer Stadttopographie dar (Abb. 1).¹ Die rot markierte Nord-Süd-Achse verbindet den Bahnhof im Norden – hier am unteren Rand dargestellt – mit dem Bauhaus, dem Hauptgebäude der heutigen Bauhaus-Universität, das auf der nach Süden orientierten Karte oben wiedergegeben ist. Diese Endpunkte der Achse sind durch ihre Übergröße hervorgehoben, was in der Funktion der Karte begründet sein mag, den Ausstellungsbesuchern den Weg vom Bahnhof zum Ausstellungsort zu weisen.² Zugleich sind die herausgehobenen Pole aber auch paradigmatische Schlüsselorte der Weimarer Moderne: der Bahnhof als Ort und Sinnbild des von Großherzog Carl Friedrich dank verwandtschaftlicher Beziehungen zu Preußen schon 1846 erwirkten Anschlusses an die als Kommunikationsnetz des Industriezeitalters neu



Abb. 1: Kurt Schmidt, Postkarte Nr. 19 zur Bauhaus-Ausstellung in Weimar im Sommer 1923, Farblithografie; Quelle: Bauhaus-Archiv Berlin.

1 *Bauhaus-Archiv u. a.* (Hrsg.), *Bauhaus Reisebuch*, Bonn 2012, S. 7.

2 Schmidt war studentisches Mitglied der „Reklameabteilung“: *U. Brüning*, *Reklame für die erste Bauhausausstellung 1923*, in: *U. Brüning* (Hrsg.), *Das A und O des Bauhauses. Bauhauswerbung: Schriftbilder, Drucksachen, Ausstellungsdesign*, Leipzig 1995, S. 59 ff., bes. S. 60; ebda., S. 66 der Entwurf eines Orientierungsplans von Herbert Bayer.

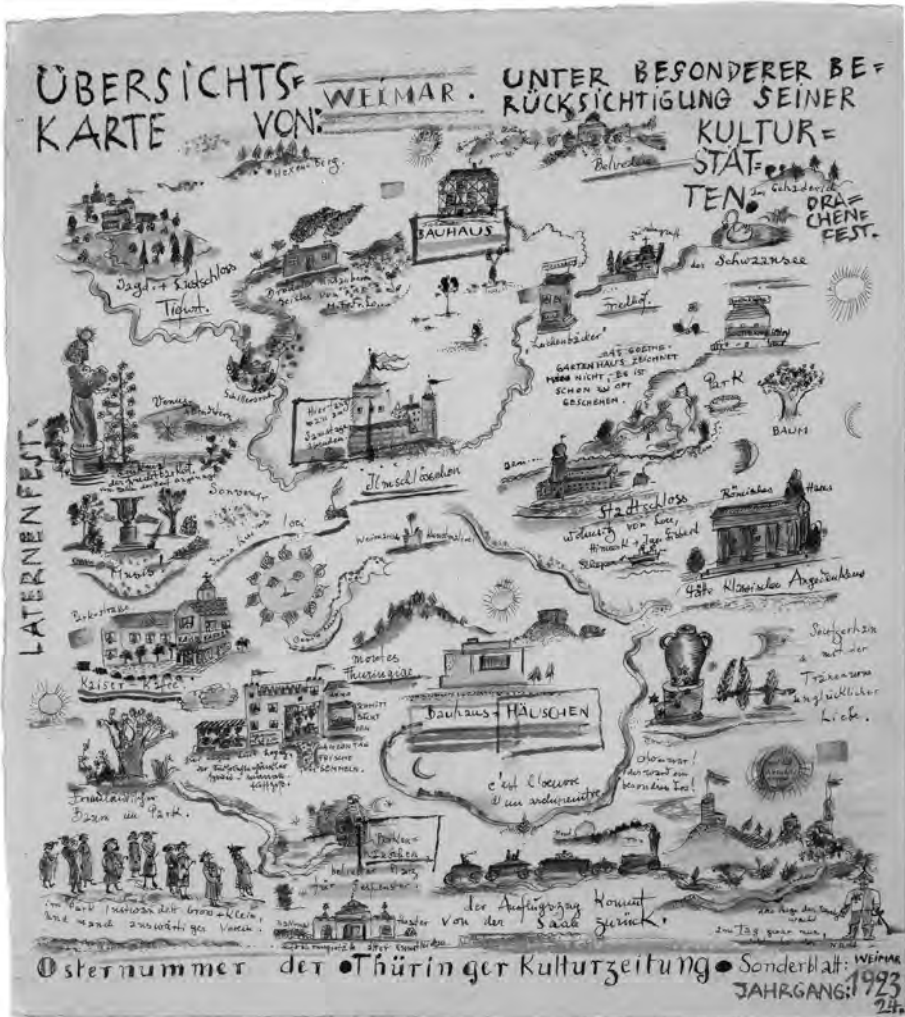


Abb. 2: Lou Scheper-Berkenkamp, „Übersichtskarte von Weimar ...“, Humoristischer Stadtplan, 1923, Tuschfeder, Aquarell; © Nachlass Scheper, Berlin, Nachweis: Bauhaus-Archiv Berlin

entstehende Eisenbahn, und das 1919 gegründete Staatliche Bauhaus bzw. seine zwischen 1904 und 1911 von Henry van de Velde errichteten Kunstschulgebäude als Stätte des Aufbruchs in die künstlerische Moderne.³ Des Weiteren sind auf Schmidts Postkarte markiert: das Neue Museum, das Nationaltheater, das Schloss,

3 Zum Anschluss Weimars ans Eisenbahnnetz: S. Satjukow, *Bahnhofstrassen. Geschichte und Bedeutung*, Köln 2002, S. 50 ff.

die musealisierten Wohnhäuser von Schiller, Goethe und Liszt, im Ilmpark das Tempelherrenhaus (in dem Johannes Itten den Vorkurs des Bauhauses durchgeführt hat) und Goethes Gartenhaus sowie ganz oben links das anlässlich der damaligen Ausstellung errichtete (Experimental-)Haus am Horn. Kartiert sind überdies die Ilm, der Park und der historische Friedhof, welche die Orientierung erleichtern. Dazwischen sind die Namen der Geistes- und Künstlergrößen des modernen Weimar von Herder bis Böcklin sowie die der Bauhäusler aufgeführt, außerdem Weimars ältestes Wirtshaus, der Schwarze Bär. Das Bauhaus als Institution ist offensichtlich mit der Stadt verwoben, ein Sprachbild, das auf Schmidts Karte durch die Schraffur mit den dazwischen gesetzten Namen von Klassikern und Bauhäuslern bekräftigt wird.

1. Das Weimar des Bauhauses – und der ersten deutschen Demokratie

Wie sich die Bauhäusler die Stadt zumindest idealiter einverleibten, zeigen auch andere zeitgenössische topografische Darstellungen aus ihrem Kreis: So sind auf der ebenfalls im Ausstellungsjahr 1923 entstandenen „Übersichtskarte von Weimar unter besonderer Berücksichtigung seiner Kulturstätten“ der Malerin Lou Scheper-Berkenkamp (1901-1976) auch der Bahnhof und das Bauhaus verzeichnet (Abb. 2).⁴ Im Zentrum steht aber das als „Bauhaus Häuschen“ beschriftete Haus am Horn, und ansonsten sind vor allem die zentralen Orte der Geselligkeit aufgeführt: das Ilmschlösschen („Hier tanzt man an Samstagabenden“), das Kaiser-Kaffee sowie Ausflugsziele in der Umgebung. Im selben Jahr entstand Scheper-Berkenkamps Bild „L'ésprit de Weimar“ als „ville classique, situé en Allemagne“, auf dem – gleichsam die Weimarer UNESCO-Weltkulturerbestätten vorwegnehmend – nur die Klassikstätten, das Bauhaus-Gebäude und das Haus am Horn dargestellt sind.⁵ (Abb. 3) Im Unterschied zu Schmidts Karte sind die beiden Darstellungen als *topographie imaginaire* bzw. *mind maps* persönlicher Erlebnisse und Erinnerungen angelegt. Dagegen ist Schmidts Karte in ihrer Gesamtanlage fast maßstabsgetreu. Offensichtlich sollte sie tatsächlich der Orientierung der Ausstellungsbesucher dienen.

In der Übertragung auf den heutigen Stadtplan wird deutlich, wie die von Schmidt kartierten Orte – abgesehen von den Dichterhäusern – als Orte der Moderne gleichsam im Achsenkreuz um die historische Altstadt Weimars angeordnet sind (Abb. 4).⁶ Das traditionellerweise am Rand der Stadt platzierte Schloss im

4 R. Scheper (Hrsg.), Phantastiken. Die Bauhäuslerin Lou Scheper-Berkenkamp, Berlin 2012, S. 8 u. 47.

5 Ebd., S. 12.

6 Für die Kartengestaltung danke ich Julia Vetter herzlich.



Abb. 3: Lou Scheper-Berkenkamp, „L'Esprit de Weimar...“, um 1923, Tuschfeder, Aquarell; © Nachlass Scheper, Berlin, Nachweis: *Bauhaus-Archiv Berlin*

Westen ist natürlich viel älteren Ursprungs, hatte aber erst 1911/14 mit dem Südflügel den letzten Erweiterungsbau erfahren, in dem die Fürstenfamilie sich zeitgemäßes Wohnen erhoffte.⁷ Dieser Schlossflügel ist damit nur wenig jünger als van de Veldes Hochschulbauten; im direkten Vergleich versinnbildlichen sie sehr anschaulich das Ende einer Epoche und den Beginn einer neuen Zeit. Nach dem Ende der Monarchie war das Schloss 1919 denn auch der Sitz von Deutschlands erster demokratischer Regierung unter Friedrich Ebert, während im Nationaltheater am östlichen Rand der Altstadt die Nationalversammlung die Verfassung der Republik beriet, die deshalb nach Weimar benannt wurde.⁸ Im Norden der Stadt hatte mit dem Anschluss an die Bahn eine Stadterweiterung eingesetzt, deren Rückgrat die damalige Sophienstraße bildete, die nach dem Bau des 1869 eröffneten Neuen Mu-

7 G.-D. Ulferts, Die Weimarer Residenz unter Großherzog Wilhelm Ernst. Max Littmanns Erweiterungsbau, in: Ilm-Kakanien. Weimar am Vorabend des Ersten Weltkriegs, Klassik Stiftung Weimar Jahrbuch 2004, Göttingen 2014, S. 295 ff.

8 W. Mühlhausen, „Ohne großes Pathos und ohne weitausholende Gesten“. Friedrich Ebert in Weimar, in: H. Wilderotter/M. Dorrman (Hrsg.), Wege nach Weimar. Auf der Suche nach der Einheit von Kunst und Politik, Berlin 1999, S. 41 ff.; M. Dorrman, „Aber nicht nach Potsdam sind wir ausgewandert, sondern nach Weimar“. Die Nationalversammlung in Weimar 1919, in: ebda., S. 21 ff.

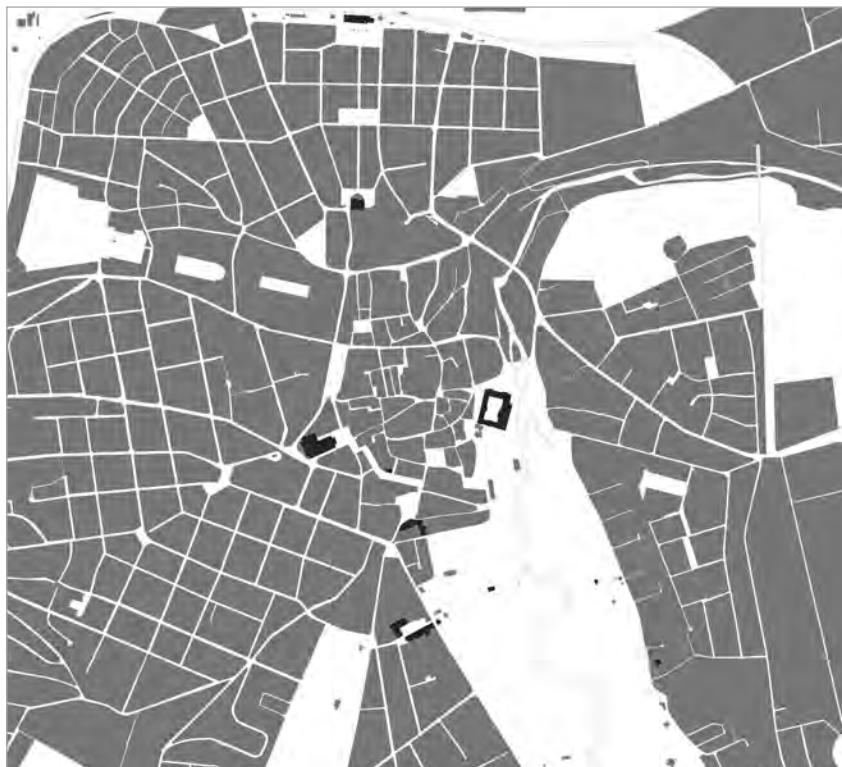


Abb. 4: Übertragung der von Kurt Schmidt in Abb. 1 hervorgehobenen Orte auf den Stadtplan von Weimar: Bahnhof, Neues Museum, Nationaltheater, Stadtschloss, Schiller-Haus, Goethe-Haus, Liszt-Haus, Kunstschulbauten (Bauhaus-Universität), Tempelherrenhaus, Goethe Gartenhaus, Haus am Horn; Nachweis: Professur Denkmalpflege und Baugeschichte BUW, Planzeichnung: *Julia Vetter*.

seums zur eigentlichen Prunkachse vom Bahnhof in die Stadt ausgebaut wurde.⁹ Zwei Schulhausbauten im Stil von Neorenaissance-Villen flankierten (und flankieren bis heute) den Endpunkt der Achse, dort, wo diese auf das Neue Museum trifft. Das Museum war keine rein fürstliche Gründung, sondern an diesem Ort von der Stadt forciert worden, als – wie die Bürgervertretung im Landtag betonte – „öffentliches Besitztum“, das ein „Mittel der Nationalbildung“ sein sollte.¹⁰ Zwischen Museum und Stadt erstreckte sich damals noch der Park des Asbachtals, zu dessen Überwindung ein Viadukt errichtet wurde. Auf der anderen Seite der Altstadt war

⁹ S. *Satjukow* (s. A 3), S. 49 ff.

¹⁰ *ThHStAW*, Hausarchiv A XXVI, Nr. 1193 I, Bl. 20; *ThHStAW*, Landtag Nr. 337, Bl. 586 ff.; zitiert nach S. *Satjukow* (s. A 3), S. 54.

an deren Südrand der Standort der Kunstschul- und heutigen Universitätsgebäude an der Allee zum Schloss und Park Belvedere vorgegeben durch die dort 1860 mit der ersten südlichen Stadterweiterung gegründete Großherzogliche Kunstschule.¹¹

2. Die Weimarer Stadttopographie und die Janusköpfigkeit der Moderne

Im Süden der Stadt sind inzwischen weitere Hochschulgebäude hinzugekommen (Abb. 5): Großteils sind sie in der DDR für die Hochschule für Architektur und Bauwesen HAB errichtet worden, zum Teil sind es aber auch Umnutzungen älterer Bauten, teilweise – insbesondere südlich des Hauptgebäudes – nach der Wende entstandene Neubauten. Aus der DDR-Zeit stammt auch der zweite Universitätsstandort östlich des Zentrums an der Coudraystraße. Hinzu kommen aus derselben Epoche wichtige Bauten des Studentenwerks. Die Musikhochschule Franz Liszt hat ihren Hauptsitz im ehemaligen Fürsten- oder Ständehaus, in dem vor zweihundert Jahren – am 5. Mai 1816 – das Großherzogtum Sachsen-Weimar-Eisenach sich (als erster der deutschen Staaten) eine Verfassung gegeben hatte, wie dies am Wiener Kongress vereinbart worden war.¹²

Als zweite Gebäudegruppe sind auf der aktualisierten Kartierung (Abb. 5) die Orte des Nationalsozialismus bzw. des Gedenkens an seine Opfer markiert. Schmidts Karte zeigt mit der ironischen Bemerkung unten links „von der Zensur verboten“,¹³ dass die Stadt Weimar und das Bauhaus schon 1923 in einem durchaus spannungsvollen Verhältnis standen: Gerade die öffentliche Präsenz der internationalen Bauhaus-Truppe erschreckte die konservativen Bürger der beschaulich im Schatten des klassischen Erbes schlummernden Stadt. Bekanntlich führte das dazu, dass schon zwei Jahre nach der Ausstellung von 1923 unter dem zunehmenden Druck der reaktionären Kräfte und der massiven Kürzung der Mittel durch die rechtskonservative Thüringer Regierung das Bauhaus die Stadt verlassen und nach Dessau umsiedeln musste.¹⁴ Der Rest ist bekannt – und hatte zur Folge, dass

11 F. Simon-Ritz/K.-J. Winkler/G. Zimmermann (Hrsg.), !wir sind! wir wollen! und wir schaffen! Von der Großherzoglichen Kunstschule zur Bauhaus-Universität 1860-1920, Bd. 1, 1860-1945, Weimar 2010.

12 Grundgesetz über die landständische Verfassung des Großherzogthums Sachsen-Weimar-Eisenach. Vom 5. Mai 1816, in: Weimarisches Wochenblatt, Nummer 42 vom 24. Mai 1816, S. 189-191; vgl: http://zs.thulb.uni-jena.de/rsc/viewer/jportal_derivate_00226358/Weimarisches-Wochenblatt_1816_0197.tif [02.02.2017].

13 Auf Scheper-Berkenkamps „Übersichtskarte“ (Abb. 2) ist in der rechten unteren Ecke ein Uniformierten gezeichnet, dazu heißt es: „das Auge des Gesetzes wacht / am Tag zwar nur, nicht bei der Nacht“.

14 U. Ackermann, Zwischen den Fronten. Walter Gropius und das Weimarer Bauhaus im Verhältnis

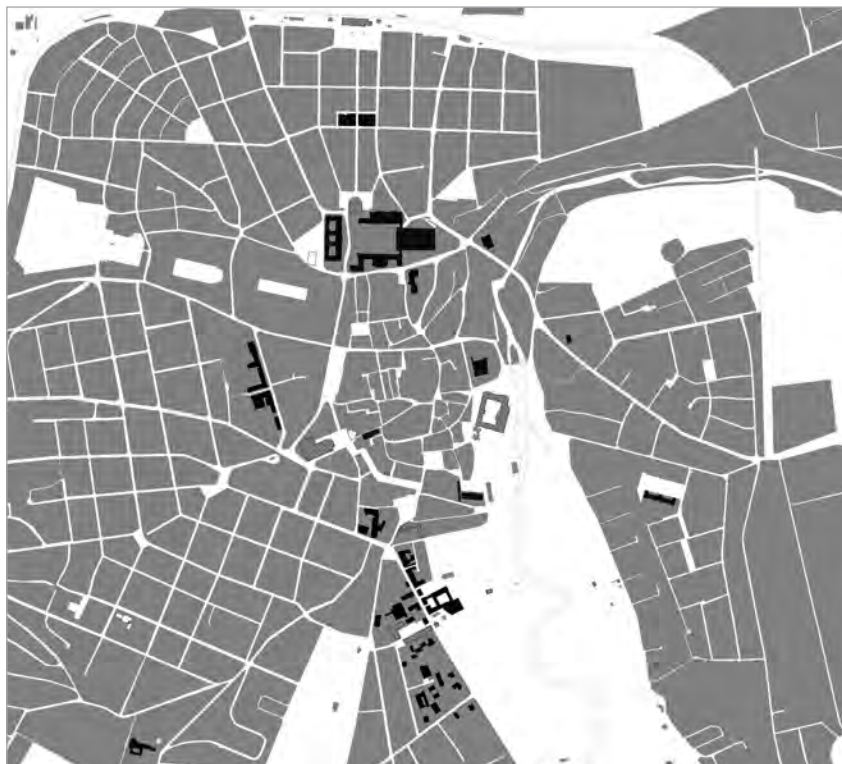


Abb. 5: Weimar, Plan der Innenstadt mit den Gebäuden der Hochschulen und markanten Orten der Moderne. Schwarz: Weitere Universitätsgebäude; hellgrau: Gebäude der Musik-Hochschule; dunkelgrau: wichtige Gebäude des Studentenwerks; grau mit Schraffur: Gebäude am Gauform, Nietzsche-Gedächtnishalle, Innenhof des Marstalls (ehem. Gestapo-baracken), Buchenwald-Platz, E-Werk (Konzert für Buchenwald); nur Umriss: Neues Bauhaus-Museum, Bauhaus-Museum, außerhalb des Planschnitts: Wohnhaus van de Veldes, Villa Dürckheim, Nietzschehaus, Märzgefallenen-Denkmal; Nachweis: Professur Denkmalpflege und Baugeschichte BUW, Planzeichnung: *Julia Vetter*.

mit dem unweit des Lustschlosses Ettersburg errichteten Konzentrationslager Buchenwald ein furchtbarer und prägender Erinnerungsort der „Denkmallandschaft Weimar“ eingeschrieben wurde. Begriff und Konzept der „Denkmallandschaft“ hat Tilmann Breuer am Beispiel Weimars entwickelt als topografisches Modell, das nicht zuletzt geeignet ist, auch sogenannte „unbequeme Denkmale“ zu erfassen.¹⁵

zur Politik, in: *F. Simon-Ritz/K.-J. Winkler/G. Zimmermann* (s. A 11), S. 199 ff.

¹⁵ *T. Breuer*, Landschaft, Kulturlandschaft, Denkmallandschaft als Gegenstände der Denkmalkunde, in: *Die Denkmalpflege*, 1997/1, S. 5 ff. Zu Breuers Theorie vgl. *H.-R. Meier*, Die kunstgeschichtlichen

Denn Denkmallandschaften können „durch Verwerfungen, Brüche, Störungen charakterisiert sein und [...] uns die Geschichte in ihrer ganzen Fremdheit entgegengetreten lassen.“¹⁶

Mit der Errichtung des weithin sichtbaren Glockenturms am Südhang des Ettersbergs Mitte der 1950er Jahre ist Buchenwald als Mahnmal von der Stadt aus sichtbar gemacht worden und seither omnipräsent. In der Stadt selber erinnert an die Taten und Opfer der Nazis der Buchenwald-Platz (ehem. Platz der 56.000) aus den mittleren 1950er Jahren an der damals Leninstraße geheißenen, heute nach Carl August benannten Achse zum Bahnhof.¹⁷ Hinzu kommen zwei deutlich weniger sichtbare Kunstprojekte aus dem Europäischen Kulturhauptstadtjahr 1999: die Installation „Concert for Buchenwald“ von Rebecca Horn im E-Werk und die geschredderten Gestapo-Baracken der „Zermahlene Geschichte“ im Hof des ehemaligen Marstalls.¹⁸

Die Topographie der Stadt entscheidend verändert hat das – im Gegensatz zu vielen anderen Städten des „Dritten Reichs“ nicht nur projektierte, sondern tatsächlich gebaute – „Gauforum“, für das der Asbachgrünzug zugeschüttet wurde.¹⁹ In Abb. 5 nicht kartiert sind die damit verbundenen städtebaulichen Umgestaltungen inklusive der von Willem Bäumer entworfenen Bebauung der sog. X-Straße (heute Ferdinand-Freiligrathstraße) südlich des monumentalen Forums.²⁰ Über das Werk Bäumers, der Professor für Baukonstruktion und Entwerfen an der Weimarer Hochschule war, ist diese unmittelbar in die nationalsozialistische Überformung der Stadt eingebunden. Das Quartier entlang der X-Straße sollte Handwerkern, die wegen des „Gauforums“ umgesiedelt wurden, Ersatzwohnungen bieten. Bäumer, der als Schüler Paul Schmitthenners aus der „Stuttgarter Schule“ kam, orientierte sich bei der Planung des X-Straßen-Viertels gemäß den Prinzipien der Heimatschutz-Architektur an der seit etwa 1900 von Vertretern der konservativen Moderne

Werte in Tilmann Breuers Denkmal(werte)theorie, in: Die Denkmalpflege 69, 2011/1, S. 11 ff.

16 T. Breuer, Denkmäler und Denkmallandschaften als Erscheinungsformen des Geschichtlichen heute, in: Jahrbuch der bayerischen Denkmalpflege, Jg. 1986, H. 40, S. 357.

17 S. Satjukow (s. A 1), S. 99 ff. („Die Leninstraße zwischen Klassik und Buchenwald“).

18 R. Horn et al., Die Stämme der Bienen unterwandern die Maulwurfsarbeit der Zeit. Konzert für Buchenwald, Zürich 1999; H. Hoheisel/A. Knitz, Zermahlene Geschichte. Kunst als Umweg. Schriften des Thüringer Hauptstaatsarchivs Nr. 1, Weimar 1999.

19 K. Loos, Die Inszenierung der Stadt. Planen und Bauen im Nationalsozialismus in Weimar, Diss. Weimar 1999, S. 54 ff.; N. Korrek/J. H. Ulbricht/C. Wolf, Das Gauforum in Weimar. Ein Erbe des Dritten Reiches, Weimar 2011; H. Bodenschatz, Weimar. Modellstadt der Moderne? Ambivalenzen des Städtebaus im 20. Jahrhundert. Beiträge zur Topographie der Moderne in Weimar 1, Weimar 2016, S. 19 ff.

20 F. Hoefler, Die Bauten der Altstadtsanierung in Weimar, in: Moderne Bauformen. Monatshefte für Architektur und Raumkunst 12/1941, S. 519; K. Loos (s. A 19), S. 404 ff.; H. Bodenschatz (s. A 19), S. 25 f.

idealisierten Architektur „um 1800“.²¹ Er schuf dabei ein stadträumlich bemerkenswertes und singuläres Ensemble nationalsozialistischer Altstadtanierung.

Die DDR setzte dem „Gauforum“ 1971/72 das 11- bzw. 12-geschossige Studentenwohnheim am Jakobsplan („Langer Jakob“) entgegen.²² Gedacht als Anfang einer nie realisierten sozialistischen Umformung der Innenstadt ist das Studentenheim eine starke Setzung gegenüber dem ehemaligen „Gauforum“ und seiner kommerziell trivialisierten „Halle der Volksgemeinschaft“, eine Setzung, die als markantes Zeichen für die Bedeutung der Hochschulen für die Stadt gesehen werden kann.

Der (Klein-)Stadt Weimar sind damit wie kaum einem anderen Ort Glanz und Elend der neueren deutschen Geschichte in ihrer ganzen Widersprüchlichkeit sichtbar in ihr Stadtgefüge eingeschrieben und fußläufig erlebbar – zwischen Bahnhof und Hauptgebäude der Universität sind es weniger als zwei Kilometer.²³ Nach Süden setzt sich diese Achse der bedeutenden baulichen Zeugnisse der Moderne fort mit dem Wohnhaus Henry van de Velde am Papiergraben, dem rekonstruierten Märzgefallenen-Denkmal von Walter Gropius im Historischen Friedhof und dem mit Friedrich Nietzsche – dessen Werk und Rezeption die Ambivalenz der Moderne beispielhaft verkörpern – verbundenen Gebäudekomplex: dem Haus von Nietzsches Schwester mit dem von van de Velde gestalteten Nietzsche Archiv sowie der daneben errichteten Nietzsche-Gedächtnishalle von Paul Schultze-Naumburg, dem 1930 von den Nazis eingesetzten Direktor der Hochschule.²⁴

Diese monumentalen Zeugnisse deutscher Moderne prägen Weimar und seine Hochschulen, deren Exponenten wesentlich an der Ausgestaltung mitgewirkt haben, bis heute. Auch durch ihre Bauten prägt die Universität die Stadt wesentlich mit, mehr aber noch durch die Studenten und deren Aktivitäten.²⁵

21 P. Mebes, *Um 1800. Architektur und Handwerk im letzten Jahrhundert ihrer traditionellen Entwicklung*, Berlin 1908; dazu H. G. Lippert, *Das Haus in Architekturtraktaten zwischen 1450 und 1950*, in: J. Eibach/I. Schmidt-Voges (Hrsg.), *Das Haus in der Geschichte Europas. Ein Handbuch*, Berlin/Boston 2015, S. 701 ff., bes. 717 ff.

22 E. von Engelberg/K. Vogel (Hrsg.), *Sonderfall Weimar? DDR-Architektur in der Klassikerstadt. Forschungen zum baukulturellen Erbe der DDR*, Bd. 6, Weimar 2013, S. 125 ff., 251 ff.; H. Bodenschatz (s. A 19), S. 33; S. Scheithauer, *Vom sozialistischen Umbau zur Stadtreparatur in Weimar*, in: H.-R. Meier (Hrsg.), *Zwischen Utopie und Realität. Zur „sozialistischen Umgestaltung“ der Städte Weimar, Suhl, Erfurt und Oberhof. Forschungen zum baukulturellen Erbe der DDR* Bd. 6, Weimar 2017.

23 Vgl. auch K. Dicke/M. Dreyer (Hrsg.), *Weimar als politische Kulturstadt: ein historisch-politischer Stadtführer*, Jena 2006.

24 A. Pöthe, *„Heiliger Hügel“*. Das Nietzsche-Archiv als literarischer und geselliger Ort, in: Ilm-Kanaken (s. A 7), S. 155-174; zur Nietzsche-Gedächtnishalle S. Bogner, *Die ehemalige Nietzsche-Gedächtnishalle in Weimar von Paul Schultze-Naumburg. Von der Kultstätte zum Rundfunkhaus*, in: Weimar – Jena: Die große Stadt 7, 2014/1, S. 52 ff.

25 Zumal die beiden Hochschulen zusammen Weimars größter Arbeitgeber sind; die Bauhaus-Uni allein ist hinter dem Klinikum der zweitgrößte.

3. „Bauhaus-Universität“

Der Rekurs auf das Bauhaus in der Namensgebung der Hochschule erfolgte Mitte der 1990er Jahre und war nicht nur ein genialer Marketingcoup,²⁶ welcher der Universität anhaltend eine wesentlich vielfältigere und in ihrer Herkunft geografisch weiter gestreute Studierendenschar beschert, als das bei vergleichbar großen Institutionen in der Provinz üblicherweise der Fall ist. Der Bauhaus-Name ist auch Verpflichtung zur alltäglichen kritischen Auseinandersetzung mit dem Erbe der Moderne, deren Widersprüchlichkeit im Wissen um die Dialektik der Aufklärung zu reflektieren ist. Als Bauhaus-Universität können wir uns nicht nur auf die „heroischen“ sechs Jahre des Staatlichen Bauhauses in Weimar berufen. Die Geschichte der eigenen Institution ist allzu sehr mit derjenigen der Stadt verwoben und spiegelt sich auch im baulichen Bestand der Universitätsgebäude, insbesondere der Eliminierung der Ausstattung des Bauhauses in van de Veldes Hochschulbauten unter dem Rektorat Schultze-Naumburgs (1930-39), der seinerseits Dekorationsreste hinterlassen hat, und der Rekonstruktion der Bauhaus-Wanddekorationen nach der späten, von der Hochschule für Architektur und Bauwesen HAB Weimar ausgehenden Bauhaus-Rehabilitation und -rezeption in der DDR der 1970er Jahre.²⁷ Zu nennen wären in diesem Zusammenhang auch die von van de Velde errichtete Villa Dürckheim, die in der DDR Stasi-Zentrale war und heute Sitz des Internationalen Kollegs für Kulturtechnikforschung und Medienphilosophie IKKM der Bauhaus-Universität ist.

Die lebendige Auseinandersetzung mit der vielschichtigen Geschichte von Hochschule und Stadt führte aber auch dazu, dass es neben den außer- und inneruniversitären Denkmalpflegeinstitutionen nicht zuletzt die studentische Initiative „Mensadebatte“ war, die 2010-13 dafür sorgte, dass der Standortsuche für ein Neues Bauhaus-Museum nicht die 1984 eröffnete Mensa am Park zum Opfer fiel.²⁸ Statt dessen wurde diese in der Folge als damals jüngstes Denkmal Thüringens gelistet und das neue Bauhaus Museum dann an dem zugegebenermaßen schwierigen, für die Stadtentwicklung und unter dem Aspekt einer Topografie der Vielschichtigkeit der Moderne aber gut gewählten Standort neben dem Gauforum geplant, wo es nun gebaut wird. Das Neue Bauhaus-Museum wird damit im Schnittpunkt

26 G. Zimmermann, „Bauhaus-Universität Weimar“ – Zur Genese einer Vision, in: F. Simon-Ritz/K.-J. Winkler/G. Zimmermann (s. A 11), Bd. 2, Weimar 2012, S. 431 ff.

27 N. Korrek, Zur Bauhaus-Rezeption an der Weimarer Hochschule von 1945 bis 1979, in: F. Simon-Ritz/K.-J. Winkler/G. Zimmermann (s. A 26), S. 177 ff.

28 E. von Engelberg-Dočkal/St. Luck, Die „Mensa am Park“ in Weimar, in: insitu, 2. Jg., 2010, S. 243-258; F. Kirfel/M. Fritz (Hrsg.), Mensa am Park. Vom Gebrauchen und Verbrauchen jüngster Architektur, Weimar 2013; www.mensadebatte.de [11.04.2017].

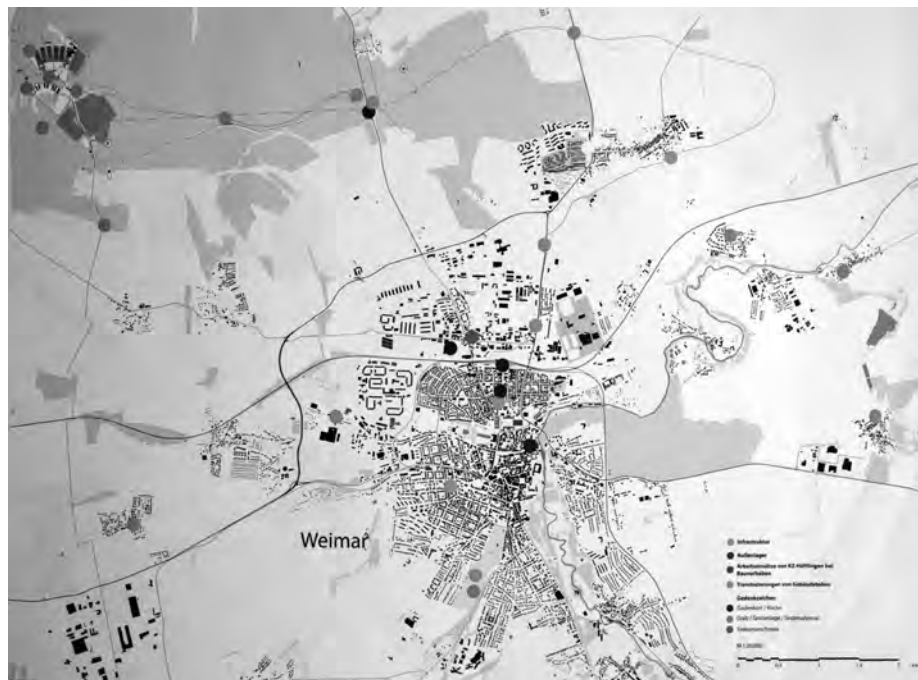


Abb. 6: Kartierung der Überreste und Spuren des KZ Buchenwald im Stadtgebiet Weimar; Quelle: Semesterprojekt „Buchenwald in Weimar“, Bauhaus-Universität Weimar, Bachelor Urbanistik, Wintersemester 2016/17.

wichtiger historischer Achsen und nahe an radikalen Setzungen stehen. In diesem Zusammenhang haben wesentliche mit der Sache beschäftigte Kulturinstitutionen – neben der Universität die Klassik Stiftung Weimar, die Stiftung Gedenkstätte Buchenwald Mittelbau-Dora und der Verein „Die Kunstfreunde Bauhaus Weimar Moderne“ – das Projekt „Topographie der Moderne“²⁹ initiiert (von dem der Titel meines Beitrags geborgt ist), um gerade in Hinblick auf das Bauhaus-Jubiläumsjahr 2019 die skizzierte Vielschichtigkeit der Moderne in Weimar auch in Museums-, Nutzungs- und Vermittlungskonzepten adäquat umzusetzen.³⁰

29 Zum Begriff vgl. R. Stockhammer (Hrsg.), *Topographien der Moderne. Medien zur Repräsentation und Konstruktion von Räumen*, München 2005.

30 Kolloquien zur Topographie der Moderne am 17.03.2012 und am 24./25.05.2013, organisiert vom Freundeskreis „Bauhaus.Weimar.Moderne. Die Kunstfreunde e.V.“; K. Dicke, Weimar – Topographie der Moderne. Dinner Speech zum Bauhausfest Nr. 3, Weimar, 9. Mai 2015 und W. Holler/U. Bestgen, in: H. Bodenschatz (s. A 19), S. 4 f.

An der Bauhaus-Universität fühlen wir uns berufen und verpflichtet, Spuren der Geschichte zu erforschen, zu sichern und aus ihnen Erkenntnisse zur Weiterentwicklung zu gewinnen. Die Weimarer Topographie der Moderne bietet dafür zahlreiche und vielfältige Impulse, aus denen fruchtbare Projekte resultieren. Um nur die jüngsten zum Thema zu nennen: Im Wintersemester 2015/16 wurden an der Professur Raumplanung und Raumforschung in einem urbanistischen Planungsprojekt zum Thema „Drei Bauhaus-Museen. Planung und Politik in Weimar, Dessau und Berlin“ die Planungsgeschichte der drei aktuellen Bauvorhaben für Bauhaus-Museen unter anderem auch unter dem Aspekt der Topographie der Moderne untersucht. Im Wintersemester 2016/17 beschäftigte sich an der Professur Denkmalpflege und Baugeschichte ein Projekt von Studierenden der Urbanistik und der Architektur mit „Buchenwald in Weimar“, d. h. mit der Frage, wie die Stadt und ihr Umland durch das Konzentrationslager Buchenwald baulich und räumlich geprägt sind (Infrastruktur, Arbeitseinsatz von Häftlingen, Wiederverwendung von Material etc.), was erstmals auch anschaulich kartiert wurde (Abb. 6). Und im Sommersemester 2017 erarbeitet an der gleichen Professur zusammen mit der Professur Experimentelles Radio und dem Kunstfest Weimar ein Studentenprojekt „Ein Gespenst geht um...“ einen Audioguide zu Spuren des Kommunismus in Weimar. Auch das von der DFG geförderte und gemeinsam mit der TU Berlin durchgeführte Graduiertenkolleg „Identität und Erbe“ ist konstitutiv mit der spezifischen Weimarer Situation verbunden, mit der sich überdies an der Universität in mannigfacher Weise auch künstlerische Interventionen und Qualifizierungsarbeiten beschäftigen. Und nicht zuletzt sind die Angehörigen der Universität auch als Stadtbürger aktiv, wenn es etwa darum geht, Toleranz und Offenheit der Stadt gegen Versuche revisionistischer Geschichtsumdeutung zu verteidigen und sich Aufmärschen rechtsradikaler Gruppierungen entgegenzustellen.

Das Verhältnis von Stadt und Hochschule(n) in Weimar ist geprägt von der singulären Situation und den Chancen einer Kleinstadt, deren geschichtliche Bedeutung in der Moderne ihre effektive Größe deutlich überragt, und ihrer kleinen spezialisierten Universität, deren Fakultäten sich alle mit Gestaltung und Entwicklung von Stadt und öffentlichem Raum beschäftigen. Die Stadt wird so zu Campus und Labor.

Freiberg in Sachsen: Stadtentwicklung und Universität im Einklang?¹

Die Besiedlung des Freiburger Gebietes begann um 1160, im Jahre 1168 wurde erstmals Silber gefunden. Danach setzte mit dem ersten „Berggeschrey“ eine rasante Entwicklung ein, die die Stadt im Mittelalter zu einer der bedeutendsten Städte der Mark Meißen machte. Der Bergbau und die Hüttenindustrie prägten die Stadt über 800 Jahre lang. Da der Bergbau mehr und mehr qualifizierte Beschäftigte erforderte, entstand mit der Bergakademie im Jahre 1765 eine der ersten stark spezialisierten Bildungseinrichtungen. Sie ist heute die älteste montanistisch orientierte Hochschule überhaupt. Die Stadt hat sich immer in Abhängigkeit von der Konjunktur im Bergbau entwickelt, und die Bergakademie wurde jederzeit maßgeblich von den Anforderungen der Wirtschaft beeinflusst. Gleichwohl entwickelten sich Stadt und Bergakademie mitunter auch über längere Zeit ziemlich unabhängig voneinander.

1. Stadt und Bergakademie

Derzeit ist Freiberg Kreisstadt des Landkreises Mittelsachsen, der sich von der Grenze zur Tschechischen Republik im Süden bis an die Landesgrenze zu Thüringen erstreckt, circa 310.000 Einwohner hat und etwa die flächenmäßige Größe des Saarlandes besitzt. In Freiberg selbst leben nach dem Tiefpunkt mit etwa 40.100 Einwohnern im Jahr 2010 inzwischen wieder 42.500 Einwohner. 1.190 Betriebe bieten Arbeitsplätze für rund 20.400 Beschäftigte. Prägend sind neben der Technischen Universität Bergakademie als dem größten Arbeitgeber vor allem Unternehmen der Halbleiterindustrie, wobei die Halbleiterforschung in Freiberg bereits

1 Der Beitrag stützt sich auf folgende Literatur: *Rektor der Technischen Universität Bergakademie Freiberg* (Hrsg.), Technische Universität Bergakademie Freiberg, Festgabe zum 300. Jahrestag der Gründung der Stipendienkasse für die akademische Ausbildung im Berg- und Hüttenfach zu Freiberg in Sachsen, Freiberg 2002; *G. Unland* (Hrsg.), Wissenschaft vor Ort. Bilder zu Geschichte und Gegenwart der TU Bergakademie Freiberg, Freiberg 2005; *Y. Hoffmann / U. Richter*, Denkmale in Sachsen. Stadt Freiberg, Beiträge Bd. I, Freiberg 2002; Unterlagen aus dem Ratsarchiv der Stadt Freiberg.



Abb. 1: Luftbild der Altstadt; Quelle: *Stadtverwaltung Freiberg*.

eine etwa 150-jährige Tradition hat. Aus einem ehemaligen Volkseigenen Betrieb sind drei bedeutende Unternehmen entwickelt worden: die Siltronic AG (Wacker Chemie Burghausen) – Siliciumwafer, die Freiburger Compound Materials (Federmann Group Israel) – Gallium-Arsenid-Wafer sowie die SolarWorld AG (gesamte Wertschöpfungskette der Photovoltaik). Daneben gibt es leistungsfähige Unternehmen der Lebensmittelindustrie, der Recyclingindustrie und weitere innovative Unternehmen.

Die Stadt ist geprägt durch einen beispielhaft erhaltenen und sanierten Stadtkern mit einer Vielzahl von Bauwerken, die 450 bis 500 Jahre alt sind. Herausragend ist der Freiburger Dom mit der sogenannten Tulpenkanzel, der romanischen Goldenen Pforte und den Orgeln des bedeutenden Barock-Organbauers Gottfried Silbermann. Durch ihn und sein Wirken bildet Freiberg auch das Zentrum der sächsischen Orgellandschaft, die durch Konzerte, Workshops und den Internationalen Orgelwettbewerb einen guten Namen in der Welt besitzt. Seit 1791 betreibt die Stadt ein Stadttheater. Die Mittelsächsische Theater und Philharmonie GmbH mit eigenen Ensembles für Schauspiel und Musiktheater ist damit das wohl älteste Stadttheater in Deutschland.

Die Bergakademie ist seit 1. April 1993 Technische Universität. Zur Zeit sind etwa 4.500 Studenten eingeschrieben, die unter 63 Studiengängen wählen können. Das Profil der TU als Ressourcenuniversität wird durch die Fachgebiete Geowissenschaften, Material, Energie, Umwelt geprägt. Damit wird die gesamte Wertschöpfungskette der Geo-Rohstoffe mit Erkundung, Gewinnung, Aufbereitung, Veredlung und Recycling abgedeckt. Mögliche Studienabschlüsse sind Bachelor, Master und Diplom. Studienrichtungen gibt es u. a. in Mathematik und Naturwissenschaften, Ingenieurwissenschaften, Geowissenschaften, Wirtschaftswissenschaften sowie Industriearchäologie und Technikgeschichte. Daneben war Freiberg mit dem Deutschen Lederinstitut (seit 125 Jahren), dem Braunkohlenforschungsinstitut (um 1920) und verschiedenen Instituten bis 1990 (Forschungsinstitut für Aufbereitung, Institut für Nichteisenmetalle, Deutsches Brennstoffinstitut) ein bedeutender Wissenschaftsstandort, was mit der Ansiedlung des Fraunhofer Technologiezentrums für Halbleitermaterialien und des Helmholtz-Instituts für Ressourcentechnologie in den letzten Jahren erneut bekräftigt wurde.

2. Entwicklung Freibergs bis zur Gründung der Bergakademie

Nach dem ersten Silberfund im Jahr 1168 entstand innerhalb weniger Jahrzehnte die Stadt mit einer Größe von knapp 50 Hektar samt Burg, Stadtmauer und fünf Stadttoren. Mit dem Bau von vier beachtlichen Kirchen wurde im ausgehenden 12. Jahrhundert begonnen. Die romanische Pfeilerbasilika St. Marien wurde 1480 zur Stiftskirche eines Kollegiatstiftes und damit zum Dom. Ein Stadtbrand im Jahr 1484 verwüstete nahezu die gesamte Stadt. Der zügige Wiederaufbau erfolgte innerhalb der folgenden Jahrzehnte, so dass sich die Altstadt auch heute noch als ein weitestgehend einheitlich gestaltetes StadtDenkmal mit Bauten in den Formen der Spätgotik und der Renaissance darstellt. Von der Burg aus wurde im 15. und 16. Jahrhundert zeitweise ein Teil des albertinischen Sachsens, das so genannte „Freiberger Ländchen“, durch Herzog Heinrich den Frommen verwaltet. 1537 wurde die Reformation in diesem Teil Sachsens eingeführt, zwei Jahre später, nachdem Heinrich in Dresden die Nachfolge seines Bruders angetreten hatte, im gesamten albertinischen Sachsen.

Bereits frühzeitig setzte sich die Erkenntnis durch, dass zwar jedermann am „Freien Berge“ Bergbau betreiben kann, es aber für einen wirtschaftlichen Betrieb der Gruben der möglichst frühzeitigen Qualifizierung der Beschäftigten bedarf. Schon bald wurde eine Bergverwaltung eingerichtet. Ein erstes Lehrbuch wurde von Georgius Agricola (1494-1555) herausgegeben: „De re metallica“. Oberberghauptmann Abraham von Schönberg erhob 1693 in seiner „Ausführlichen Berginformation“ die Forderung nach Qualifizierung der Bergleute, „auf daß sich keiner



Abb. 2: Postkarte mit dem Oppelschen Haus, um 1900; Quelle: Ratsarchiv Freiberg.

mit der Unwissenheit zu entschuldigen [...] suchen wolle“, was natürlich auch im Sinne des Landesherrn war, der maßgeblich von der Ausbeute des Bergbaus profitierte. Im Jahr 1702 wurde durch den Kurfürsten zur Unterstützung der Ausbildung eine Stipendienkasse begründet. In dieser Zeit besuchten bedeutende Persönlichkeiten den Freiburger Bergbau zu Studienzwecken, etwa Zar Peter der Große von Russland im Jahr 1711 und der russische Universalgelehrte Michail W. Lomonosow, der 1739/40 hier Studien betrieb.

Am 12. und 13. November 1765 unternahm schließlich der Kurfürstliche Hof von Dresden aus eine „Lustreise“ zu Stätten des Bergbaus und des Hüttenwesens in Freiberg und Umgebung. Veranlasst hatten diese Unternehmung Generalbergkommissar Friedrich Anton von Heynitz und Oberberghauptmann Friedrich Wilhelm von Oppel, um zu zeigen, dass durch Bergbau und Hüttenwesen die Wirtschaft nach dem Siebenjährigen Krieg deutlich belebt werden könnte. Perfekt vorbereitet, wurde am 13. November durch Oppel und Heynitz der Vorschlag zur Gründung einer Bergakademie gemacht. Bereits am 21. November erfolgte die Genehmigung durch Prinzregent Xaver, der nach dem Tod von Kurfürst Friedrich Christian (nur 72 Tage im Amt) das Land für den noch minderjährigen Friedrich August III. verwaltete. Bereits Ostern 1766 gab es die ersten Vorlesungen im Wohnhaus Oppels, das auch jetzt noch Rektorat und Verwaltung der Bergakademie beherbergt.

3. Entwicklung von Stadt und Bergakademie bis 1945

Die Entwicklung Freibergs war über Jahrhunderte abhängig von der Konjunktur des Bergbaus und Hüttenwesens. Es gab zunächst nur relativ geringe Eingriffe in die Stadtstruktur. Im 19. Jahrhundert wurden wenige Gebäude des Historismus errichtet. Das hatte seine Ursache vor allem darin, dass die Bergwerke trotz erhöhter Silberausbeute fast ausschließlich mit „Zubuße“, also mit Verlust arbeiteten. Die Ablösung von Silber als Währungsmetall und die Einführung der Goldwährung führten schließlich im Jahr 1913 zur Schließung der Gruben und trotz des Versuchs, Ersatz für die weggefallenen Arbeitsplätze zu schaffen, zu einer gewissen Stagnation der Stadtentwicklung. Die entstehende Bahnhofsvorstadt wirkte neben der Altstadt relativ bescheiden und stellte keine starke Konkurrenz dar, Eingemeindungen wurden nur in geringem Umfang vorgenommen, konkurrierende Vorstädte entstanden nicht.

Die Entwicklung der Bergakademie vollzog sich ausschließlich innerhalb der historischen Stadt. Bereits um 1775 erlebte die junge Bildungseinrichtung ihre erste Blütezeit, beispielsweise durch das Wirken von Abraham Gottlob Werner, des Begründers der Mineralogie als Wissenschaft. Die neue Bildungseinrichtung besaß große Anziehungskraft für ausländische Studenten, aber auch für bekannte Persönlichkeiten wie Alexander von Humboldt, Theodor Körner oder Friedrich von Hardenberg (Novalis). Das Jahr 1792 verzeichnete erste Baumaßnahmen des sächsischen Staates, etwa den Bau des ersten metallurgischen Laboratoriums, das durch den Staat errichtet wurde.

Um die Mitte des 19. Jahrhunderts erfolgte ein großzügiger Ausbau der Gebäude parallel zu bedeutenden wissenschaftlichen Leistungen wie der Entdeckung der Elemente Germanium durch Clemens Winkler sowie Indium durch Hieronymus Theodor Richter und Ferdinand Reich. Weitere Labore entstanden. 1893 wurde eine Bergschule als Annexum der Bergakademie gegründet, 1905 wurde der Akademie das Promotionsrecht verliehen. Um 1900 waren 50 Prozent der Studierenden Ausländer. Im Jahr 1916, zum 150-jährigen Jubiläum, wurde der Wernerbau in der Altstadt eingeweiht, er diente auch zur Aufnahme der durch Abraham Gottlob Werner begründeten wissenschaftlichen Mineraliensammlung.

Nach dem Ersten Weltkrieg wurde zur Bekämpfung der Wohnungsnot eine ganze Reihe von teils eindrucksvollen Wohngebäuden errichtet, anfangs im Heimatschutzstil, später im Stil der Neuen Sachlichkeit. Während der NS-Zeit wurde im Süden und Osten der Stadt der Bau von einfachen Siedlungshäusern mit einem hohen Anteil an Eigenleistungen gefördert. Dabei wurde das Ziel verfolgt, auf relativ großen Grundstücken einen hohen Grad der Eigenversorgung mit Lebensmitteln zu erreichen. Zugleich wurden politisch motivierte Projekte wie die Sied-



Abb. 3: Karl-Kegel-Bau, früheres Braunkohlenforschungsinstitut; Foto: R. Bruha.

lung „Sonnenrad“ mit Aufmarschplatz, Pylonen und Flammenschalen realisiert. Außerdem wurden so genannte „Volkswohnungen“ geschaffen.

Mit der Schließung der Gruben im Jahr 1913 wurden Nachfolgeindustrien angesiedelt, z. B. ein Porzellanwerk, das nach 110 Jahren immer noch produziert. Seit Mitte der 1930er Jahre wurden die Gruben auf Initiative des NS-Staates wieder in Betrieb genommen, um möglichst unabhängig von Importen agieren zu können. Das sicherte erst einmal eine große Zahl von Arbeitsplätzen. Alle Planungen dieser Zeit erfolgten ohne erkennbaren städtebaulichen Zusammenhang mit der Entwicklung der Bergakademie. Allerdings ist in der Broschüre „Freiberg baut auf“ von 1938 die Rede davon, dass im Norden der Stadt das „Hochschulviertel im Entstehen“ sei. Die Bergakademie selbst befand sich zu dieser Zeit im Übergang von einer Spezialakademie für Bergbau zu einer auf das gesamte Montanwesen orientierten Hochschule (Habitationsordnung von 1926).

In den Jahren 1921 bis 1924 entstanden mit dem Braunkohlenforschungsinstitut (damals noch nicht zur Bergakademie gehörig) erste Neubauten an der Leipziger Straße, dem Gelände des späteren Campus. 1930 wurde schließlich das erste echte Institutsgebäude in diesem Bereich errichtet, das Eisenhütteninstitut. Im Jahr 1937 plante man den Neubau eines Chemischen Instituts und erachtete dies als besonders wichtig für den Fortbestand der Bergakademie. Dieser Neubau wurde damals allerdings nicht realisiert. Das Gleiche gilt für die geplante Umnutzung des als Speicher dienenden Schlosses Freudenstein zum Hauptgebäude der Bergakademie, was zweifellos eine deutliche Stärkung der Präsenz der Hochschule in der Altstadt zur

Folge gehabt hätte. Dagegen wurde 1940 wiederum vom „Hochschulgelände“ im Nordwesten der Stadt gesprochen. Im folgenden Jahr wurde erstmals eine Gesamtplanung für diesen Bereich (für 1.200 Studenten) erarbeitet, die jedoch nicht realisiert wurde.

4. Entwicklung von Stadt und Bergakademie von 1945 bis 1990

Nach dem Zweiten Weltkrieg wurden zunächst Kriegsschäden beseitigt, die durch einen Angriff auf die Bahnhofsvorstadt entstanden waren, und mit Lückenbebauungen wurde versucht, der Wohnungsnot zu begegnen. Die Gruben und die verarbeitenden Betriebe produzierten und wurden erweitert. Die größte Maßnahme in den 1950er Jahren war die Errichtung der Hütte Freiberg im Osten der Stadt, ergänzt durch Wohnbauten für die Beschäftigten. Ab 1956 wurden im so genannten „Komplexen Wohnungsbau“ Neubaugebiete mit einer großen Anzahl von Wohnungen errichtet, zuerst traditionell, später in Großblockbauweise, schließlich in Plattenbauweise im Süden und im Nordwesten der Stadt bis 1990. Die Planungen hierfür wurden, nachdem es eine kommunale Planungshoheit nicht gab, im Büro für Städtebau der Bezirksstadt erstellt. Sie folgten mit der Trennung von Wohnen und Arbeiten den Prinzipien der Charta von Athen.

Einerseits wurde man sich des Wertes der historischen Altstadt langsam bewusst und stellte diese unter Denkmalschutz, auch unter dem Eindruck, den das Europäische Denkmalschutzjahr 1975 hinterließ. Andererseits gab es auch politisch motivierte Planungen zur „sozialistischen Umgestaltung“ der Stadt, die in Freiberg unter Federführung des Architekten Hermann Henselmann zu einem Stadtmodell führten, das die Altstadt im Wesentlichen aufgegeben hatte. Es fehlten glücklicherweise die finanziellen, vor allem aber die materiellen Voraussetzungen zu einer auch nur annäherungsweisen Realisierung. Leider fehlten sie genauso für eine umfassende Sanierung der denkmalwerten Bausubstanz. Die ausgeführten einzelnen Projekte in dieser Hinsicht weckten zwar Hoffnung, führten jedoch nicht zu einer grundlegenden Verbesserung. Einen bemerkenswerten Fortschritt gab es anlässlich der Feier zum 800-jährigen Stadtjubiläum im Jahr 1986, in deren Vorfeld eine große Anzahl von Gebäuden in der Altstadt zumindest baulich gesichert wurde. Das förderte auch einen Bewusstseinswandel in der Bevölkerung.

Die Bergakademie wurde kurz nach dem Ende des Krieges wiedereröffnet. Bereits 1950 wurden erste Planungen für das Hochschulviertel vorgelegt. Diese und die folgenden Pläne richteten sich ausschließlich auf die Entwicklung der Akademie und berücksichtigten gesamtstädtische Belange nicht. Sie orientierten sich in dieser Phase an den Anforderungen der Wirtschaft bzw. den Vorgaben der Politik. Grundsätzlich fehlte jedoch ein entsprechendes Planungsrecht, die Entscheidungen



Abb. 4: Fassade des Erich-Rammler-Baus;
Foto: R. Bruha.



Abb. 5: Treppenhaus des Erich-Rammler-Baus;
Foto: R. Bruha.

erfolgten ohne übergeordnetes planerisches Herangehen, in den ersten Jahren auf kurzem Verwaltungsweg.

Ab 1950 begann ein beispielloser Ausbau der Lehr- und Forschungskapazitäten. 1951 wurde ein Generalbebauungsplan für das Hochschulgelände mit modernen, funktional orientierten Bauwerken vorgelegt. Ein Beispiel für die geplanten Neubauten war das Chemische Institut. Bereits 1952 setzte eine grundlegende Wende in der Architekturauffassung in der DDR ein, die Rückbesinnung auf die „Nationale Tradition“. Die Hörsäle wurden in die Baukörper eingefügt, die Fassadengliederung folgte traditionellen Formen. Dennoch entstanden Bauwerke von hoher architektonischer Qualität, aufgewertet durch Kunst am Bau.

Weitere Planungen wurden 1953 (für 2.000 Studenten) und 1954 (für 4.000 Studenten) erstellt, letztere wurde bald verworfen. Planungen für einen echten Campus waren dies nicht, ebenso wie auch die letzte Gesamtplanung, die 1971 an der Hochschule für Architektur und Bauwesen Weimar (jetzt Bauhausuniversität) erarbeitet wurde. Ein wesentlicher Gedanke dieser Planung war allerdings, die Akademie wieder an die Altstadt anzubinden. Realisiert wurden nach dieser Planung lediglich die Wohnheime mit dem Ergebnis, dass 1973 jedem Studenten ein Wohnheimplatz angeboten werden konnte.

Nach etwa 1960 wurden im Grunde nur noch reine Zweckbauten errichtet, meist ohne gestalterischen Anspruch, um unter Ausnutzung der nur gering vorhandenen Möglichkeiten überhaupt bauliche Maßnahmen realisieren zu können. Schließlich galt für Investitionen in der DDR eine Rang- und Reihenfolge derart, dass erst nach Staatsplan- und LVO-Vorhaben (Militär etc.) und dem Wohnungsbauprogramm „sonstige Vorhaben“ eingeordnet wurden, darunter fielen auch die Baumaßnahmen für Hochschulen. Unter diesen Bedingungen entstanden in den



Abb. 6: Das umgenutzte Schlossplatzquartier – ein Schritt zur Stärkung der Verbindung von Stadt und Universität; Foto: R. Bruha.

Jahren 1977/80 Mensa und Bibliothek, ohne städtebaulichen Zusammenhang mit der Stadt und ohne dass dadurch ein echter Campus gestaltet wurde. Grundlage war in beiden Fällen ein an den neuen Standort und die veränderte Nutzung angepasstes „Wiederverwendungsprojekt“.

5. Entwicklung von Stadt und Bergakademie nach 1990

Die Stadtentwicklung nach 1990 hatte vor allem die Sanierung und Aufwertung des vorhandenen Gebäudebestands zum Ziel. Es galt aber auch, neue Industrie- und Gewerbegebiete zu entwickeln und die Revitalisierung brach gefallener Flächen zu begleiten. Für die Sanierung der Altstadt² und die Aufwertung der sogenannten Großwohnsiedlungen, in denen auch jetzt noch etwa 40% der Einwohner leben, wurden die Möglichkeiten der Städtebauförderung kontinuierlich und umfassend genutzt. Geschosswohnungsbau wurde nur an wenigen Einzelstandorten errichtet, Baulücken wurden genutzt, Flächen für den Bau von Einfamilienhäusern wurden dem Bedarf entsprechend, zeitweise eher zurückhaltend, ausgewiesen. Eingemeindungen waren leider nur sehr begrenzt möglich.

Im aktuellen Stadtentwicklungskonzept Freiberg 2030 werden die Planungen der Stadt und der Universität abgestimmt, Planungen der TU genießen Priorität für die Stärkung der TU und des Universitätsstandortes selbst. Bei der Wiedernutzung alter Industriestandorte gilt es, praktikable Wege zu finden, mit vertretbarem

2 Vgl. dazu R. Bruha, Stadtsanierung in Freiberg/Sachsen, in: Forum Stadt 1 (2011), S. 85 ff.

Aufwand Altlasten zu beseitigen, die Flächen zu sanieren und Baugenehmigungsverfahren so kurz wie möglich zu gestalten. Der räumliche Bezug von Stadt und Campus wird auf einer Informationstafel im Campusbereich einfach, aber deutlich dargestellt: im Nordwesten der Campus, südöstlich davon die Altstadt.

Die Bergakademie begann 1990 mit der Sanierung des Gebäudebestands. Umfangreicher Instandhaltungsstau war abzubauen, und die gebäudetechnische Ausstattung der Labors und Technika mussten dem aktuellen Stand angepasst werden. Die Bergakademie hatte zu dieser Zeit 120 Gebäude an vier Standorten, in die bis jetzt mehr als 226 Mio. Euro investiert wurden. Daneben sind einzelne Neubauten auf dem Campusgelände entstanden. Mit der Inbetriebnahme des so genannten Schlossplatzquartiers, in das die Wirtschaftswissenschaften und das Studieninformationszentrum eingezogen sind, ist zwar nicht die vollständige Rückkehr der Bergakademie an die alten Standorte, aber immerhin die Anbindung an die Altstadt eingeleitet und damit die Altstadt erheblich gestärkt worden. Mit der Übernahme des städtischen Messeplatzes sind die Voraussetzungen geschaffen, dass Stadt und Universität enger zusammenrücken. Dort ist geplant, Hörsäle und Forschungseinrichtungen sowie eine neue Bibliothek zu errichten. Stadtentwicklung und Entwicklung der TU sind wieder im Einklang.

6. Zusammenfassung

Während des Jahrhunderte lang betriebenen Bergbaus mussten die dort Beschäftigten kontinuierlich und qualifiziert ausgebildet werden. Daher wurde im Jahr 1765 die Bergakademie gegründet, deren Entwicklung sich bis 1916 im Einklang mit der Stadtentwicklung innerhalb der historischen Stadt vollzog. In den 1920er Jahren begann die Errichtung von Gebäuden für die Bergakademie im Norden der Stadt, während Wohngebäude im Süden und Osten entstanden. Bis etwa 1960 war ein Hochschulviertel entstanden, unabhängig von städtischen Planungen. Ein direkter Campus war damit jedoch noch nicht vorhanden. Nach 1945 wurden im Süden und Nordwesten der Stadt Großwohnsiedlungen errichtet ohne Bezug zur Bergakademie. Nach 1990 ist die Stadt in vielen Gebieten umfassend saniert worden, ebenso die Gebäude der Technischen Universität. Die künftige Entwicklung der TU sieht eine engere Anbindung an die Altstadt vor, der erste Schritt dazu ist die Fertigstellung des Schlossplatzquartiers. Weitere Baumaßnahmen folgen in den nächsten Jahren.

Parnass am Bodensee

Die Universität Konstanz als großes Haus der Bildung¹

1. Einführung

In der Bundesrepublik Deutschland reifte in den 1950er Jahren die Überzeugung, dass die neue Universität vor den Toren der Stadt den Charakter einer eigenen Stadt annehmen sollte. Die angloamerikanische Idee des „Campus“ wurde nach dem eher konservativ geprägten Wiederaufbau der 1950er Jahre zunehmend attraktiver. Das Wohnen in der Universität aber, wesentliches Merkmal dieses Campusmodells, wurde auf deutschem Boden nur in Ansätzen verwirklicht. Selbst im anspruchsvollen Konstanzer Projekt verstanden die Planer das Wohnen von Studenten und Lehrenden als „Privatsache“. Obwohl als „Universität unter einem Dach“ mit nahen Wegen konzipiert, wurde die klassische Campusidee in Konstanz nicht vollständig verwirklicht. So erhielt in Konstanz ein beachtliches Drittel der Studierenden Wohnheimplätze, die jedoch mindestens einen Kilometer von der Universität entfernt lagen.²

In den Jahren der Universitätsneugründungen scheute man sicherlich die elitären „Lehranstalten“³ des Nationalsozialismus. Ein integratives Campusprojekt wäre in Deutschland eventuell schon vor dem ersten Spatenstich in den Ruch sozialer Kontrolle und rigider Disziplinierung geraten. Auch passte das angelsächsische Campusmodell nicht recht zur Ausrichtung der humboldtschen Universitätsidee in Deutschland. Auch Studentenbefragungen in Baden-Württemberg hätten damals ergeben, dass eine Vielzahl damals ohnehin „Elternwohner“ gewesen seien.⁴ Die 1960er Jahre bedeuteten im Universitätsbau kühne Neubauprojekte und Experimente. Deutsche Hochschulplaner verfolgten die britischen Projekte der „New Universities“, die dort von etablierten Stararchitekten verwirklicht wurden.

1 Vgl. C. Kieser, Stadt, Haus oder Insel? Die Universität Konstanz als gebaute Utopie, in: K. G. Beukers (Hrsg.), Architektur für Forschung und Lehre. Universität als Bauaufgabe, Kiel 2010, S. 259-280; ders., Harvard am Bodensee. Die Universität Konstanz als gebaute Utopie, in: Denkmalpflege in Baden-Württemberg 4 (2014), S. 268-273.

2 S. Muthesius, Postwar Universities. Utopianist Campus and College, Yale 2000, S. 242.

3 S. Muthesius, Die Nachkriegsuniversität: Stadt vor der Stadt, in: Die Alte Stadt 30 (2003), S. 20-31.

4 Prof. Wilhelm von Wolff, Brief an den Verfasser vom 22.09.2009.



Abb. 1: Universität Konstanz, Luftbild mit Blick aus südlicher Richtung, im Hintergrund der Bodensee mit der Insel Mainau; Foto: LAD BW Esslingen, O. Braasch 2009.

Als Staatsbauten waren die neuen deutschen Universitäten sehr oft Gruppenarbeiten, die sich nicht auf einzelne Persönlichkeiten reduzieren ließen.⁵ Die Universität Konstanz (vgl. Abb. 1) ähnelt in ihrer räumlichen Verdichtung den kleineren englischen „New Universities“ wie Lancaster oder Essex. Mit den vornehmen älteren amerikanischen Colleges teilt die Universität Konstanz ihre eigenständige Präsenz neben der Stadt.⁶ In ihrer planerischen Durchdachtheit ist Konstanz jedoch ohne Vorbild.⁷

Tatsächlich war das Konzept „am runden Tisch entstanden, mit Distanz zu hierarchischen Verhaltensweisen“, wie der Planungsleiter Wilhelm von Wolff berichtet. Von allen am Planungsprozess Beteiligten sei die Universität Konstanz immer als sozialer Ort verstanden worden.⁸ Die Pluralität der Stimmen führte in Kon-

5 S. Muthesius (s. A 3), S. 27.

6 Ebda., S. 28.

7 W. von Wolff, Die Universitätsplanung in Konstanz als Prozess gemeinschaftlicher Zusammenarbeit. Ein Text anlässlich der Verleihung des BDA-Preises für die Universität 1974, masch. Manuskript; vgl. auch ders., Das unbekannte Gesamte. Zur Baugeschichte der Universität Konstanz, in: Schriften des Vereins für Geschichte des Bodensees und seiner Umgebung, 128. Jg. 2010, S. 181-212.

8 W. von Wolff, Lebendiges und dialektisches Umfeld. Interview, in: Forschung und Lehre 2 (1995), S. 82.

stanz erstaunlicherweise dennoch zu einem überzeugenden Ergebnis, drückte aber auf die Geschwindigkeit bei der Umsetzung des Projekts. In der ersten Phase waren viele verschiedene Masterpläne in der Diskussion. Die räumliche Verdichtung zu einem Großkomplex auf der Anhöhe über einer breiten Grünzone war schon bald tragfähiger Konsens. Intensiv variiert wurde hingegen die eigentliche Komposition der baulichen Anlage. Hier waren, wie Wilhelm von Wolff berichtet, immer wieder neue Masterplanungen zu erstellen: „Im Ansatz sind alle Lagepläne ähnlich. Hohe Bauten auf der Kuppe des Hügels als eine Markierung in den Fernbereich hinein. Die niederen Bauten der Krümmung des Hügels folgend, um die topographische Eigenart zu unterstreichen und um kleinmaßstäbliche Gebäudeteile in die Nähe des vorhandenen Dorfs zu stellen. Die drei Hauptbereiche der Universität, Naturwissenschaften, Geisteswissenschaften und Zentrale Einrichtungen sind schön proportioniert gegeneinander versetzt geplant, um eine Gliederung der Gesamtbaumassen zu erzielen.“⁹

Ralf Dahrendorf, einst Mitglied des Gründungsausschusses, kolportierte den Gründungsmythos der Universität Konstanz so: „Die Universität Konstanz ist ja sozusagen eine späte Fürstengründung. Der Ministerpräsident [Kurt Georg Kiesinger], so will es die Fama, war mit dem Auto von einer Italienreise zurückgekommen. Als er oberhalb von Kreuzlingen über den Berg kam und der Blick auf Konstanz und den See sich öffnete, beschloss er: hier gehört eine Universität hin. Das mag apokryph sein, aber die Folge ist wohl belegt.“¹⁰ Früh habe der konservative Jurist und spätere Bundeskanzler Kiesinger erkannt, so Dahrendorf, „dass seine geliebte Universität erstarrt war, und zeigte sich bereit, ihren Reformen bei der Suche nach neuen Wegen zu helfen“.¹¹ Den alarmistischen Anforderungen der Bildungsnotständler zum Trotz kam es mit Ulm, gegründet 1969, im Bundesland Baden-Württemberg nur noch zu einer weiteren universitären Neugründung. Im Jahr 1960 legte der Wissenschaftsrat seine „Empfehlungen zum Hochschulbau“ vor, die Neugründungen, sowie veränderte Verwaltungs- und Organisationsformen vorschlugen. Den Kritikern wurde bald der Wind aus den Segeln genommen, als 1962 schließlich das Heft „Anregungen des Wissenschaftsrates zur Gestalt neuer Hochschulen“ erschien. Auf neun Seiten wurde hier das „Beispiel einer neuen Hochschule“ dargestellt, nicht ohne die Beschwichtigung, dass eine solche Hochschule nur „an einer Stelle errichtet werden“ sollte. Am 28. Februar 1966 erhielt der Romanist Prof. Dr.

9 W. von Wolff, Universität Konstanz: Planungs(F)Akten, in: Bau und Kunst. Uni Konstanz. Umfeld, Forum, Übergänge, Außenmalerei, Innenräume, Sonnenbühl, Ausst. Kat. Kunstverein Freiburg i. Br. 1978, o.S.

10 R. Dahrendorf, Gründungsideen und Entwicklungserfolge der Universität. Zum 40. Jahrestag der Universität Konstanz (Konstanzer Universitätsreden, Heft 227), Konstanz 2007, S. 6.

11 Ebda., S. 6.



Abb. 2: Luftbild der Zentralen Einrichtungen der Universität Konstanz aus nördlicher Richtung: Forum mit Mensa (links unten), Institutsbauten mit Bibliothek (oben), Großes Hörsaalzentrum mit Audimax (Mitte), Busterminal und kleines Hörsaalzentrum (rechts); Foto: LAD BW Esslingen, O. Braasch 2009.

Gerhard Hess von Ministerpräsident Kiesinger die Bestallungsurkunde zum ersten Konstanzer Rektor. Dieser Tag gilt als Gründungsdatum der Universität.¹²

Die dicht bebaute Konstanzer Altstadt am Bodenseeufers machte eine Integration der Universität in den historisch gewachsenen, im Zweiten Weltkrieg unzerstört gebliebenen Stadtorganismus nahezu unmöglich. Auf der „grünen Wiese“ konnte man für Forschung und Lehre maßgeschneiderte Gebäude konzipieren bzw. mit allgemein benutzten Systemmaßen kostensparend entwerfen. So wurde die Konstanzer Gesamtplanung über einem Großraster von 7,2 m geplant, einem Vielfachen des Kleindrasters von 1,2 m. Die auch in Konstanz angewandten Planungsstandards waren durch die „Planungsgruppe für Institutsbau“ der Staatlichen Hochbauverwaltung bereits erarbeitet und 1969 als „Zweiter Bericht“ veröffentlicht worden.

¹² Vgl. L. Burchardt, *Konstanz zwischen Kriegsende und Universitätsgründung*, Konstanz 1996, S. 555-568.

Dieses Werk wurde später von den Architekten als „Schwarzbuch“ bezeichnet.¹³

Ausgerechnet der leitende Planer der Universität Konstanz hegte eine innere Aversion gegen die fortschreitende Typisierung und sagte nach Abschluss der Arbeiten in Konstanz, dass er das Schwarzbuch „partout nicht“ habe lesen wollen und die Aktivitäten rund um Horst Lindes Stuttgarter Institut für Hochschulplanungen als theorielastig und einschränkend empfand. In der Folge probten die Konstanzer Planer die Quadratur des Kreises, indem sie die Vorgaben der Typisierung einerseits einhielten, diese aber auszureizen und ästhetisch zu überschreiten suchten. Obwohl das „Schwarzbuch“ erst 1969 erschien, hatte die 1961 gegründete „Planungsgruppe für Institutsbau“ bereits einen standardisierenden Grundkonsens erreicht, der zwei Jahre später publiziert worden war.¹⁴ Dementsprechend entstanden von 1963 bis 1967 unter anderem die Neubauten für die Universitäten Freiburg und Karlsruhe mit demselben Rohbau- und Ausbausystem. Hans Kammerer, als renommierter Architekturlehrer der Universität Stuttgart damals nahe am Geschehen, begutachtete 1975 das weit fortgeschrittene Projekt und zollte den Universitätsplanern Respekt: „Die Maschine Konstanz sieht nicht aus wie eine Maschine, obwohl der vorgeschriebene Typensatz eingebaut ist.“¹⁵ Wie man die Typisierung aufzubrechen suchte, wird an den kleinen Stahlbauten der sozialwissenschaftlichen Trakte anschaulich, die dort als Commoncenters „wie Nester“¹⁶ die Normbauten beleben (vgl. Abb. 6).

Trotz ihrer Allansichtigkeit und Vielgestalt war die Universität Konstanz stets als einziger zusammenhängender Komplex zu erkennen: „Das Grundprinzip klingt sehr einfach: alles ist auf die ‚Mitte‘ ausgerichtet, die allerdings, wie kann es anders sein, in der Architektur der 1960er Jahre, nicht in der Mitte, sondern asymmetrisch an der oberen Ecke des Ganzen liegt.“¹⁷ Das oft abgelichtete, vor Ort schwer zu überblickende „Forum“, die skulptural gestaltete Platzanlage am Rande der Baugruppe, belegt tatsächlich nur einen verhältnismäßig kleinen Freiraum (vgl.

13 Vgl. E. Heid, Typenplanung im Hochschulbereich Baden-Württemberg, in: Festschrift für Horst Linde, hrsg. von seinem Freundeskreis zum 6. April 1977, Tübingen 1977, S. 86-102, hier: S. 90. [„Schwarzbuch“=]: Standardisierung im Hochschulbau, hrsg. von der Staatlichen Hochbauverwaltung des Landes Baden-Württemberg, Planungsgruppe für Institutsbau des Landes Baden-Württemberg, Universitäts-Bauamt Karlsruhe, Karlsruhe 1969.

14 Erster Bericht über die Arbeitsergebnisse der Planungsgruppe, hrsg. von der Staatlichen Hochbauverwaltung des Landes Baden-Württemberg, Planungsgruppe für Institutsbau des Landes Baden-Württemberg, Stuttgart 1963.

15 H. Kammerer, Die Universitäten Konstanz und Regensburg, in: Der Architekt 24, 3 (1975), S. 137-142, hier: S. 139.

16 W. Illich, Universität Konstanz. Laborgebäude für die Biologie und Gebäude für die Sozialwissenschaftlichen Fachbereiche mit integrierter Freihandbibliothek, in: Baumeister 74 (1977), S. 829-831.

17 S. Muthesius (s. A 2), S. 29.



Abb. 3: Forum mit Mensa und Foyer (unten links), Audimax (rechts), Geistes- und Sozialwissenschaftliche Trakte (oben); Foto: C. Kieser 2009.

Abb. 3). In den abgelegenen Außengebäuden befinden sich die Räume der Lehrenden, weiter innen die Räume der Lehre. Der Gesamtplan ist, obwohl auf dem Raster entworfen, von atemberaubender Komplexität, die Grundrisse und Gebäude ändern sich mitunter von Ebene zu Ebene. Die äußeren Ränder des Komplexes sind eher niedrig angelegt, zum Forum hin steigert sich die Höhe, denn hier liegen auch die für die Gemeinschaft wichtigsten Gebäude. Eine geradezu integrierende Bedeutung erhielt die zentrale Gemeinschaftsbibliothek, die, analog zum Gesamtkomplex, einen allgemeinen mittleren Teil besitzt und sich in den äußeren Bereichen spezialisiert. Die separate, baulich dominierende Universitätsbibliothek nach dem Muster vieler New Universities in England wurde zugunsten einer baulich völlig in den Gesamtbau versunkenen Zentralbibliothek aufgegeben. Diese neuartige, die Institutsbibliotheken gänzlich ersetzende Bibliothek war von Anbeginn das Rückgrat der Reformuniversität Konstanz.

Die baulich ungemein verdichtete Anlage barg grundsätzlich die Gefahr ästhetischer Eintönigkeit, deren sich die Planer zutiefst bewusst waren. Man schuf kein „grünes Dorf, sondern eine enge, kleine Stadt am Hang, besser: ein Borgo (also das

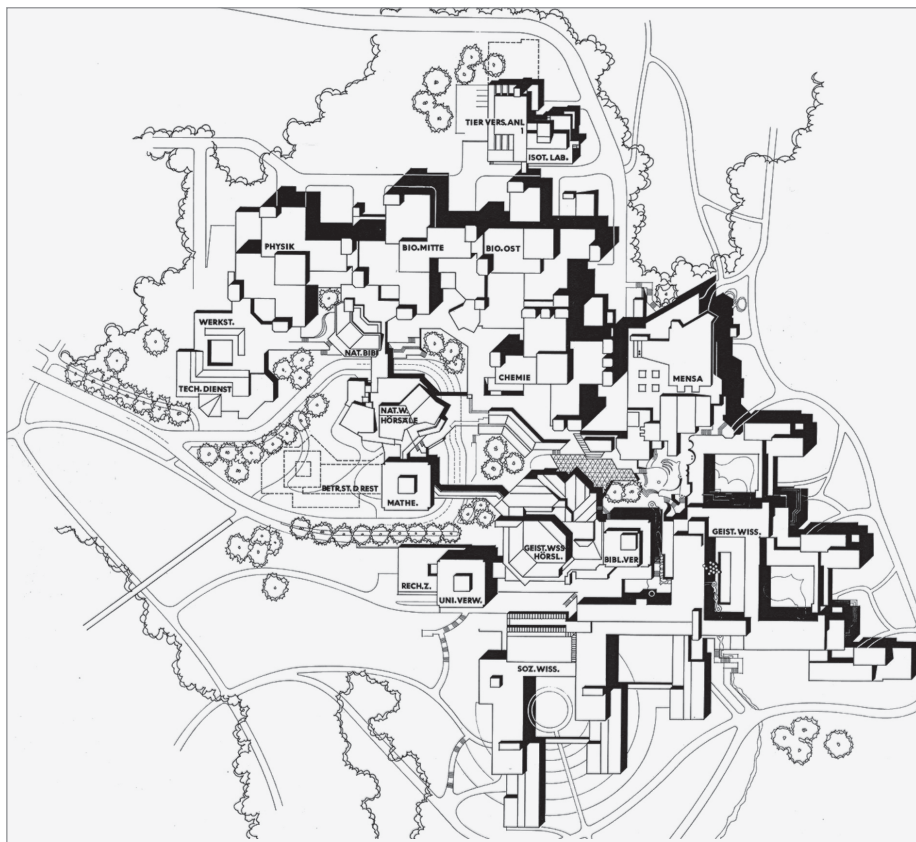


Abb. 4: Masterplan des Universitätsbauamts Konstanz vor Baubeginn 1970;
Quelle: *Universitätsbauamt Konstanz*.

Gegenteil dessen, was die CIAM-Doktrin seit 1928 verkündet hatte).¹⁸ Die Menschen sollten, so von Wolff, „durch die Universität wandern können wie in einer Altstadt, Plätze und Gassen sollte es geben für zwangloses Zusammenkommen, vielleicht Geheimnisvolles hier und dort, um Erwartungen zu wecken“.¹⁹ Das Bauprofil sollte nicht ausgleichen, sondern die topographische Situation vielmehr übersteigern. Hohe Bauten wurden nach oben gesetzt und sollten steil aufragen, die weiter unten liegenden flach und ausgreifend wirken.

18 A.M. Vogt, Kunst-Burg für die Wissenschaft, in: M. Schreiber (Hrsg.), Deutsche Architektur nach 1945. Vierzig Jahre Moderne in der Bundesrepublik Deutschland, Stuttgart 1990, S. 95

19 W. von Wolff, Universitätsplanerei 1964-1970. Werkstattgespräch in Freiburg am 23. März 1982, masch. Manuskript, S. 6.

2. Horst Linde: Hochschulbau als Wissenschaft

Der Architekt Horst Linde (1912-2016) war 1957 bis 1972 als Leiter der Staatlichen Bauverwaltung des Landes Baden-Württemberg und Abteilungsleiter im Finanzministerium auch für den Hochschulbau zuständig. Unter seiner Ägide entstanden an allen Hochschulstandorten in Baden-Württemberg Neubauten, die die Universitätsbauämter in Erfüllung der Baunormen eigenständig verwirklichten. Lindes Einfluss war außerordentlich, zumal der einflussreiche Baubeamte 1961 bis 1974 in Personalunion eine ordentliche Professur für Stadtplanung an der Universität Stuttgart hatte, die er bald in eine Professur für Hochschulbau verwandelte und zudem ein viel beachtetes Zentralarchiv für Hochschulbau aufbaute.²⁰

Schon in den frühen 1960er Jahren ließ Linde Studenten Übungen zur Gestalt der künftigen Universität Konstanz abhalten; in seinem Seminar von 1962/63 wurde ein Modell gebaut. Dieses Objekt lässt die integrativen Grundtendenzen der späteren Planung bereits anklingen und ist dabei erst- und letztmals als waschechter Campus konzipiert. Die würfelzuckerartigen Gebilde links unten im Modell waren als Studentenappartements gedacht, die jedoch nie verwirklicht wurden (vgl. Abb. 5).²¹ Einige der Planer des Universitätsbauamtes Konstanz hatten an dem Seminar zur Planung der Uni Konstanz teilgenommen und einige Ideen aufgegriffen, darunter die äußere Verkehrserschließung unter Freihaltung der Talau.²²

Die bauliche Konzentration der universitären Gebäude ist die zentrale und immer wieder variierte Idee Lindes und des Kreises um sein Stuttgarter Institut. Der Radius des Hochschulbereichs sollte 500 - 700 m nicht überschreiten, „um dem Bürger dieser ‚Stadt der Wissenschaften‘ kurze Fußwege zu ermöglichen“. In dieser „Stadt“ werde sich als Zentrum eine überschaubare, vom Verkehr kaum berührte „Agora“ entwickeln, an der die großen zentralen Einrichtungen der Universität zu liegen hätten (vgl. Abb. 3).

Der Soziologe Peter Jokusch bezeichnete die „Hochschule als sozialen Ort“ und als Stätte der „sozialen Interaktion“.²³ Er forderte: „Ein Campus muss als Ganzes konzentriert sein, während die sozialen Räume dezentralisiert werden müssen“. Auch Horst Linde selbst bemerkte, dass die soziale Sphäre der Universität der eigentliche Gegenstand der Gestaltung sei. Tatsächlich blieben diese Überlegungen nicht ohne Folgen. In Konstanz finden sich bis heute zahlreiche kleine Verweilorte,

20 H. Linde (Hrsg.), Hochschulplanung, 4 Bde., Düsseldorf 1970.

21 S. Muthesius (s. A 2), S. 224.

22 P. Conradi, Der Aufbau des Lehrgebiets Hochschulplanung, in: Horst Linde – Architekt und Hochschullehrer, hrsg. vom Institut für Hochschulbau Universität Stuttgart, Stuttgart 1977, S. 67-72, S. 70.

23 P. Jokusch, Die Hochschule als sozialer Ort, in: H. Linde (Hrsg.), Hochschulplanung, Bd. 2, Düsseldorf 1970, S. 82-86.

die die Planer im Bereich der Geisteswissenschaftler „Commoncenters“ nannten, bei den Naturwissenschaftlern „Rekreationsräume“. Gesellschaftlicher Lebensmittelpunkt wurde die zentrale Mensa mit dem angegliederten Studentenwerk und den hier geplanten Einrichtungen für Musik und „Kurzeitsport“. Besonders wichtig war den Planern die „Ladenzone“, die zwischen Mensa und städtischer Busanbindung zu vermitteln hatte und über Bank und Postamt verfügen sollte.

Eine Besonderheit des Konstanzer Planungskonzepts sind die ausgeklügelten Wegeführungen, die von Aufenthaltsorten gesäumt sind. Zu Beginn der Planungen wurde sogar darüber nachgedacht, dass jeder Student mit eigenem Schreibtisch und Bücherregal so etwas wie eine persönliche Heimat erhalten sollte. Da die Studenten den ganzen Tag in der Universität verbringen würden, kümmerten sich die planenden Architekten intensiv um die physischen und mutmaßlich sozialen Bedürfnisse der Benutzer. Auch die große Universitätsbibliothek sollte sich in dieses Konzept fügen. Die Bücher sollten nach angelsächsischem Vorbild zentral aufbewahrt und verwaltet werden, also nicht nach alter deutscher Sitte in Instituten oder Fakultäten. Man verzichtete aber auf einen „Tempel der Weisheit“ – statt eines zentralen Repräsentationsgebäude entstand eine labyrinthisch verzweigte, sympathisch verwinkelte und die Universität unaufdringlich durchdringende Stätte des Lesens und Lernens. Die frei zugängliche Bibliothek gliedert sich in allgemeine Lesebereiche im Zentrum und führt in speziellere Lesebereiche an der Peripherie. Die zentrale Bibliothek als logistisch ausgeklügeltes „Literaturversorgungssystem“²⁴ mit zunächst fünfzehn Teilbibliotheken wurde baulich derart in den Gesamtkomplex einbezogen, dass eine repräsentative Außenansicht nicht möglich ist. Räumlich ausgegliedert wurde lediglich die naturwissenschaftliche Bibliothek, die in den betreffenden Hochhauskomplex integriert wurde.

3. Baufortschritt

Ausdrücklicher als jede andere Neugründung in Deutschland bezeichnete sich Konstanz als „Reformuniversität“. Von der Zeitschrift „Der Spiegel“ wurde sie als „Harvard am Bodensee“ gefeiert. Man nahm für sich in Anspruch, die erste der Neugründungen zu sein, wenn diese auch mit geradezu majestätischer Langsamkeit voranschritt. Der Fortgang der Dinge in aller Kürze: 1964 hatte man mit der Planung begonnen, nach eingehenden Diskussionen mit dem allgewaltigen Horst Linde konnte die Planung 1967 abgeschlossen werden. 1969 wurde das Jahr der Bauvorbereitung, 1970 dann nach mehr als zehn Jahren Vorlauf der Baubeginn (vgl.

24 J. Stolzenburg, Die Bibliothek als Literaturversorgungssystem der Universität Konstanz, in: *Bauwelt* 65 (1974), S. 404-413.

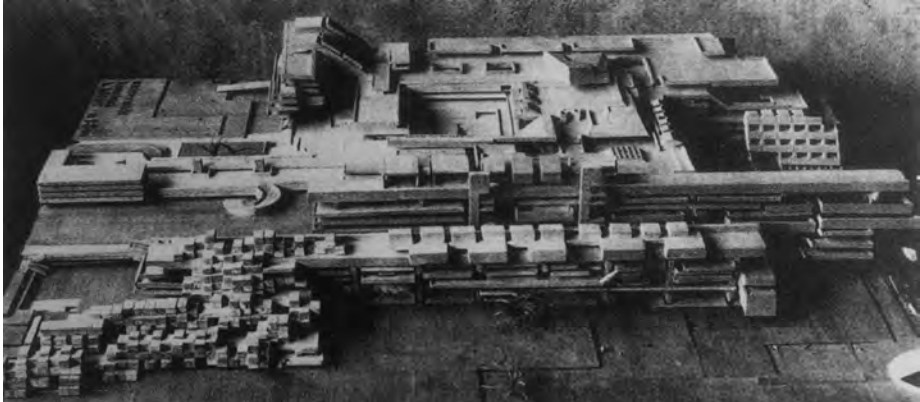


Abb. 5: Studentenmodell der Universität Konstanz mit Kollegienhäusern (links unten), angefertigt 1963-64 in einem Seminar Horst Lindes an der Universität Stuttgart durch H. Hofler und L. Kandel; aus: *Institut für Hochschulbau Universität Stuttgart* (Hrsg.), Horst Linde. *Architekt und Hochschullehrer*, Stuttgart 1977, S. 70.

Abb. 4).²⁵ Nach den Sommerferien des Jahres 1972 nahm man die Gebäude des Ersten Bauabschnitts in Betrieb. In den folgenden Jahren führten Finanzierungsengpässe immer wieder zur Verlangsamung der Baustelle. Zum zehnjährigen Universitätsjubiläum im Jahre 1976 ging die Großbaustelle in ihr siebtes Jahr. Nun fehlte zur Vollendung des ursprünglichen Bauprogramms nur noch ein Drittel.²⁶ Erst im Jahre 1983 war man schließlich fertig.

Seltsam anonym blieben die Autoren der Universität. Sicher hatten Horst Linde und sein Stuttgarter Institut einen gewichtigen Anteil an der Konzeption. Das Baubüro selbst wurde von den Herren Wenzeslaus Ritter von Mann und Wilhelm von Wolff geführt, als freie Architekten wirkten Eugen Schneble, Friemel, Abshagen, Kern, Birkle und Schaudt. Und was baute dieses Kollektiv? Nichts weniger als das große, lang ersehnte utopische „Einhaus“ der humboldtschen Universität. Mehr als alle anderen Universitätsneugründungen der Nachkriegszeit war Konstanz ein integrales Gebäude. Bei unscharfem Hinsehen ist das „große Haus der Wissenschaften“ wirklich ein fast quadratischer Block von 350 m Seitenlänge (vgl. Abb. 4). Der beeindruckend große Grüngürtel zur Seeseite dient aus heutiger Sicht eher dazu, die Stadt auf Distanz zu halten, aber auch, um die Bedeutung des Komplexes zu un-

25 W. von Mann, Planungsbericht 1970 des Universitätsbauamtes, in: *Konstanzer Blätter für Hochschulfragen*, Beilage 1970, S. 12-66.

26 W. von Mann, Universität Konstanz, in: *Festschrift für Horst Linde*, hrsg. von seinem Freundeskreis zum 6. April 1977, Tübingen 1977, S. 141.

terstreichen. Tatsächlich erinnert die von grünen Wiesen umgebene Betonstruktur vielleicht nicht ganz zufällig an mediterrane Bergstädte.

4. Kunst am Bau

Eine wesentliche Eigenheit der Universität Konstanz ist die reiche Ausstattung der Gebäude und Anlagen mit Werken der bildenden Kunst. Grundsätzlich ist das bloße Vorhandensein von Kunstwerken nichts Besonderes: Die Landesregierung von Baden-Württemberg folgt seit 1955 einem Beschluss des Deutschen Bundestags, der festgelegt hatte, dass „zur Förderung der Kunst und des Kunsthandwerks bei allen staatlichen Baumaßnahmen, deren Eigenart es rechtfertigt, ein bis zwei Prozent der Bauauftragssumme für bildnerische und kunsthandwerkliche Arbeiten“ ausgegeben werden sollten. Doch was ist das Besondere in Konstanz?

Es ist der Dialog. Denn hier wurden große theoretische und praktische Bemühungen unternommen, sich von der Kunst am Bau als reiner „Applikation“ zu verabschieden und eine aktuelle Diskussion zum Verhältnis von Kunst und Bau und darüber hinaus der Landschaft als drittem Element einzuleiten. Das in Konstanz Erreichte wurde von staatlicher Seite gefeiert und als „Gesamtkunstwerk“ gepriesen, als „Richtmaß für das Erreichbare“, als „Kompendium auch der Möglichkeiten an Verschmelzung“.²⁷ Schon in den Gründungsschriften der Universität war der Wunsch nach künstlerischer Ausgestaltung der Anlage formuliert worden.²⁸ Jene von den Gründern und Architekten ausdrücklich erwünschte „Durchdringung von Architektur durch Kunst“²⁹ verwirklichte man mit Konsequenz und Courage, was bei den vorbildhaften brutalistischen Universitätsbauprojekten Englands völlig undenkbar gewesen wäre. Kunst durchdränge nicht, lautete bald die Kritik, sie sei vielmehr bloße Zutat, um architektonische Defizite wettzumachen. Man habe Angst vor Norm und Standard gehabt, die Häufung des Gleichgeformten gefürchtet und die Kunst als „Feuerwehr“ herbeigerufen.³⁰ Tatsächlich erzeugte die Furcht vor dem Betonraster und annähernd 100.000 Quadratmetern Nutzfläche einen deutlichen Impuls zur bildenden Kunst. Diese Motivation ermöglichte allerdings auch einige kraftvolle, sehr individuell gestaltete Einzelbauten, die den Raster bewusst durchbrachen, wie die Mensa Eugen Schnebles mit ihren wuchtigen Holz-

27 E. Thiemann, zit. nach: *Finanzministerium Baden-Württemberg* (Hrsg.), *Kunst in der Architektur Land Baden-Württemberg*, Stuttgart 1979, S. 16.

28 W. von Mann (s. A 25), S. 141.

29 W. von Mann, zit. nach: K. Oettinger/H. Weidhase, *Eine feste Burg der Wissenschaft. Neue Universität in einer alten Stadt am Bodensee*, Konstanz 1986, S. 50.

30 U. Baus, ... in die Jahre gekommen: Hoch überm See. Die Universität Konstanz, 1965, 1970-85, in: *Deutsche Bauzeitung* 129 (1995), S. 102-107, hier: S. 105.

konstruktionen im inneren, der bewegten Dachlandschaft und dem fantastischen Ausblick über den See.³¹ Auch der große Hörsaal erhielt eine innovative Stahldachkonstruktion mit kraftvollen, rot gefassten Unterspannungen, die der renommierte Stuttgarter Tragwerksplaner Bernhard Tokarz entwarf.³²

So wurde ein Wettbewerb ausgelobt, der zum respektlosen Dialog mit der Architektur herausforderte. Federführend war hier der Karlsruher Akademieprofessor Walter M. Förderer, der sich durch die Handelshochschule Sankt Gallen als Architekt und Bildhauer einen Namen gemacht hatte. Jene 1969 und 1974 aus etwa 170 Künstlern im Wettbewerb ausgewählten 29 Arbeiten „begegneten uns Architekten beschwörend, spöttisch, virtuos. Bewusst verstießen sie gegen Regeln und räumten sich Narrenfreiheit ein. [...] Alle hatten einen gemeinsamen Verdienst: Sie verrätselten den Standard-Leistungs-Typen-Normen-Richtlinien-Verordnungs-Verfügungs- und Erlassgeprägten Inhalt von 8.000 graugrünen DIN A4 Leitz-Ordern.“³³

Das Projekt „Kunst am Bau“ nahmen die Architekten sehr ernst und wurden nicht müde, den Künstlern die zurückliegenden Planungsschritte immer wieder zu erläutern. So ist es natürlich, dass die Kunstwerke fast durchgehend an den Hauptwegen platziert wurden, der im Baukonzept so wichtigen „Ringstraße“ (vgl. Abb. 3, 6). Die erfolgreiche Aktion wurde 1978 sogar mit einer Einzelausstellung im Kunstverein Freiburg gewürdigt.³⁴

5. Utopie ist baubar

Dass bei dem Konstanzer Projekt Ideen einfließen, die weit über den Funktionalismus sonstiger Universitätsplanungen hinausgingen, wurde von der Architekturkritik erkannt. Bereits 1990, wenige Jahre nach Fertigstellung aller Gebäude, wurde Konstanz aus dem Kreis der Universitätsneubauten hervorgehoben: „Konstanz dagegen ist eine Nah-Utopie, eine Real-Utopie, das heißt etwas wirklich Machbares, das aber tatsächlich ohne Abtöten der Einbildungskräfte ausgekommen ist.“³⁵

Der Soziologe Ralf Dahrendorf, der als Mitglied des Gründungsausschusses auf die Planer Einfluss nehmen konnte, war kein Vertreter einer radikalen Utopie. Er war als Wissenschaftler zu der Ansicht gekommen, dass die verknöcherte Realität nicht durch ein „rigides Utopia“ zu ersetzen sei, sondern dass zu experimentie-

31 Mensa der Universität Konstanz, in: Baumeister 72 (1975), S. 769-775.

32 B. Tokarz, Eigen-artige Tragwerke in einem großen Ensemble von eigener Art: die neue Universität Konstanz, masch. Manuskript, 2015.

33 Zit. nach W. von Wolff (s. A 9)

34 Ausstellungskatalog Freiburg (s. A 9).

35 A. M. Vogt (s. A 18), S. 95.



Abb. 6: Eingangsbau an einem Trakt der Sozialwissenschaftlichen Gebäude im Süden der Universität Konstanz; Foto: C. Kieser 2009.

ren sei.³⁶ In Kenntnis und Auseinandersetzung mit der Geschichte der politischen Utopie erkannte er 1958: „Der gesellschaftlichen Wirklichkeit ist als einem wesentlichen Kriterium des Lebens überhaupt zu jeder Zeit eine irgendwie geartete Entwicklung eigen. Gerade eine solche Entwicklung fehlt im utopischen Projekt“. Von Plato bis Orwell handle es sich bei den Utopien um statische, in einem Idealzustand stagnierende Gesellschaften. Sie zeigten „allgemeine Übereinstimmungen über die herrschenden Werte und Einrichtungen“, und die gesellschaftlichen Veränderungen, die sie dabei ins Auge fassten, seien lediglich Kombinationen und Varianten ihres eigenen Gesamtentwurfs. Der Kern des utopischen Anliegens richte sich hingegen auf Stabilität, auf eine utopische Stabilität, die sich nach Harmoniegesetzen orientiere.“³⁷ Die große Utopie der universitären Selbstverwaltung, die sich viele der Gründer versprochen hatten, erlitt bereits 1972, die Baustelle war gerade in vollem Gange, eine empfindliche Schlappe. Nach der Ablehnung trat der Gründungsrektor Gerhard Hess unter Protest von seinem Amt zurück.

Ein geschichtlicher Vorläufer zu dem in Konstanz projektierten „großen Haus der Wissenschaften“ ist der 1750 durch Giovanni Battista Piranesi (1720-1778) veröf-

³⁶ S. Muthesius (s. A 2), S. 221.

³⁷ R. Dahrendorf, Out of Utopia: Toward a Re-Oriented of Sociological Analysis, in: American Journal of Sociology, 64 (1958), S. 115-127.

fentlichte Entwurf eines Universitäts-Gesamtgebäudes, den er „Pianta di ampio magnifico Collegio – Plan eines weitläufigen, prachtvollen Kollegiums“ nannte.³⁸ Der Italiener plante seinen Gebäudekomplex sogar als echten Campus, denn er enthielt auch Wohnräume für Lehrer und Studenten. Als Parallele zu Konstanz fällt weiter die konzentrische Organisation und räumliche Kompaktheit auf. Konrad Rückbrod, der Autor des Standardwerks zur Universitätsbaugeschichte, erkannte hier das romantische Motiv einer „Studierinsel“, „eine durch Geometrie gebändigte labyrinthische Raumphantasie“.³⁹ Auch in Konstanz wirken die Wege durch das „Haus der Wissenschaften“ labyrinthisch verschlungen, sie führen aber stets zum Ziel und bilden keinen Irrgarten (vgl. Abb. 4) Die komplexe interne Verschränkung der Gebäudestrukturen und Wegeführungen ist kein qualitativer Mangel, sondern eine gewünschte Eigenschaft, die in der architektonischen Moderne des 20. Jahrhunderts zwar ungewöhnlich ist, von der Architekturwissenschaft bereits als bauliche Strategie mit langer Tradition, als symbolische Form und ästhetische Qualität gewürdigt wurde.⁴⁰

6. Gegenstimmen

Eine Umfrage unter den zunächst nur etwa 1.800 Studenten des Wintersemesters 1973/74, damals war die Universität noch lange nicht fertig gestellt, erteilte ihrem Universitätsbau die Note „gut“.⁴¹ Die Fachwelt urteilte anders: Noch vor der Fertigstellung von Konstanz rechnete Gerd Ullmann in der Deutschen Bauzeitung mit dem Projekt ab. Wie Bochum, Marburg und Bielefeld habe auch die Universität Konstanz kein Modell für eine verbesserte Konzeption für zukünftige Hochschulplaner gebracht.⁴² Die Addition großer Teile der Baukörper der naturwissenschaftlichen Gebäude sei monoton, selbst die sozialwissenschaftlichen Komplexe mit ihren roten Dächern, die die Höhenentwicklung beleben, brächten manche Ungereimtheiten von typisiertem und individuellem Bauen zum Ausdruck. Die Auflockerung durch Kunst am Bau empfand Ullmann als Masche: „Dieses Durcheinander,

38 Vgl. *G. B. Piranesi*, *Opere varie di Architettura prospettiva grotteschi Antichità sul gusto degli antichi Romani*, Roma 1750; *N. Miller*, *Giovanni Battista Piranesi – der Visionär als Architekt. Vom praktischen Nutzen der Einbildungskraft*, in: *E. Patzig/O. Thormann* (Hrsg.), *Piranesi. Faszination und Ausstrahlung*, 2 Bde., Leipzig 1994, Bd. 2, S. 7-36, hier: S. 17 f.; *L. Ficacci*, *Giovanni Battista Piranesi. The Complete Etchings*, Köln 2000, S. 156.

39 *K. Rückbrod*, *Universität und Kollegium. Baugeschichte und Bautyp*, Darmstadt 1977, S. 142-144.

40 *J. Pieper*, *Über die Idee des Verborgenen, Rätselhaften, Schwierigen in der Geschichte der Architektur*, Basel 1987 (Neuaufgabe 2009).

41 *B. Eckert*, *Universität Konstanz. Eine Umfrage*, in: *Bauwelt* 65 (1974), S. 1057 ff.

42 *G. Ullmann*, *Die deutsche Massenuniversität – Ein kritischer Rückblick*, in: *Deutsche Bauzeitung* 112, 3 (1978), S. 24, zu Konstanz S. 44-49.

zuweilen auch Miteinander von Architektur und bildender Kunst zeigt gerade an den Brüchen die Unvereinbarkeit von frei gestaltendem Bildhauertum und einer in Sach- und Systemzwängen befangenen Architektur.“ Als geglückt sah er lediglich die große Bibliothek an.

Der Kunsthistoriker Heinrich Klotz bemängelte 1979, dass man in der Bundesrepublik den Boom der Universitätsgründungen habe verstreichen lassen, ohne etwas ähnlich Wegweisendes hervorgebracht zu haben wie Lucien Kroll mit der Universität Löwen, ein Projekt, bei dem Studenten in die Planung mit einbezogen waren.⁴³ Nichts als „Containerarchitektur“ habe man hervorgebracht. Die Universität Konstanz bilde eine gewisse, doch insgesamt auch nicht glückliche Ausnahme.⁴⁴

Bemängelt wurde weiterhin die Abgeschiedenheit der Universität, drei Kilometer vom Stadtzentrum entfernt, was diese vom städtischen Leben isoliere.⁴⁵ Der Architekturkritiker Wolfgang Pehnt schrieb abfällig: Konstanz beschöre „das Image eines mediterranen, mit viel Kunsteffekten aufgepeppten Bergnestes.“⁴⁶

Die Module des planerischen Fertigteilkastens wurden, so Ursula Baus in der Deutschen Bauzeitung, zu einem „metabolistischen Knoten“ geformt. Dieser komplexe Raumknoten mit seinen „inneren Rundwegen“ könne schon etwas unübersichtlich erscheinen, die künstlerisch gestalteten Leitsysteme seien jedoch „an Ort und Stelle nicht unmittelbar nachzuvollziehen“. Der Eingangsbereich mit seinem bunten Pyramidendach erscheine ihr als fragwürdige „Quasi-Architektur“ (vgl. Abb. 3). Das Dach sei viel zu niedrig, eine großzügige Foyerwirkung könne sich hier nicht entfalten.⁴⁷ Uwe Hinkfoth verteidigte später das besagte Foyerdach als geglücktes Werk des renommierten Künstlers Otto Piene, das anstelle der hier vorgesehenen Sheddächer verwirklicht worden sei: „Es ist unerheblich, dass die ungelungenen Anschlüsse an den architektonischen Rahmen in Teilen problematisch wirken; der mutige künstlerische Einsatz der Primärfarben im Glas, die kristallin das Innere bekrönen, überzeugt.“⁴⁸ Piene nehme hier im Inneren geschickt auf das farbliche Außenkonzept der Universität Bezug, das das Gesamtbild der Universität entscheidend geprägt habe. Schon von weitem seien die in den Grundfarben gestrichenen Dächer hoch über dem See zu erkennen.

43 Vielmehr waren auf die Initiative Horst Lindes, wohl in Reaktion auf die Unruhen um das Jahr 1968, Studentenvertreter in die Arbeit des Universitätsbauamtes einbezogen worden; vgl. Prof. Wilhelm von Wolff, Brief an den Verfasser vom 22.09.2009.

44 H. Klotz, Tendenzen heutiger Architektur in der Bundesrepublik, in: Das Kunstwerk 32, 2-3 (1979), S. 6-12, hier: S. 9.

45 U. Baus (s. A 30), S. 102.

46 W. Pehnt, Deutsche Architektur seit 1900, Stuttgart 2005.

47 U. Baus (s. A 30), S. 104 f.

48 U. Hinkfoth, Colour Power. Farbkonzepte der Siebzigerjahre: Die Universität Konstanz, in: Archithese 5 (2003), S. 36-39, hier: S. 38.

7. Höhepunkt einer Entwicklung

Es gibt eigentlich keinen eigenständigen Gebäudetypus der Universität im Geiste Humboldts, der die Berliner Universität im 19. Jahrhundert um die philosophische Fakultät herum organisierte.⁴⁹ In Konstanz ging man daran, eine Universität um die modernen Erfahrungswissenschaften herum neu zu organisieren und zu bauen. Die althergebrachten, berufsbezogenen Fakultäten sollte es nicht mehr geben wie Ralf Dahrendorf berichtet: „Konstanz war im Ansatz die letzte Reform aus Humboldtschem Geiste. Der radikalste Vorschlag für die neue Struktur, dessen Spuren von den „Anregungen des Wissenschaftsrates“ bis zum „Bericht des Gründungsausschusses“ erkennbar sind, war von der Absicht geleitet, Humboldt vom Kopf, auf dem er stand, auf die Füße zu stellen.“⁵⁰ Hier sollte die Kombination von „Einsamkeit und Freiheit“ und aller anderen Werte und Illusionen gelebt werden können, die die deutsche Universität anderthalb Jahrhunderte geprägt hatten.⁵¹ Und – Wunder über Wunder: Der Gebäudekomplex der Uni Konstanz hat sich als zukunftsfähig erwiesen, er ist anpassungsfähig und erweiterbar. Konstanz ist als Kulturdenkmal ein bedeutendes bauliches Monument des gesellschaftlichen Aufbruchs der 1960er Jahre, das sich vom historischen Universitätsbau kühn distanziert und bei aller Verspieltheit noch nichts mit der Postmoderne gemeinsam hat.⁵² Der Universitätskomplex ist Bestandteil des „heimlichen Lehrplans“ und wurde bereits als „didaktische Architektur“ bezeichnet.⁵³ Mit den englischen Universitätsbauten in Essex und Lancaster teilt Konstanz den Willen, das Unplanbare einzuplanen, sogar die menschliche Spontaneität.⁵⁴

49 S. Muthesius (s. A 2), S. 220.

50 R. Dahrendorf, Gründungsideen und Entwicklungserfolge. Auszüge aus der Rede zum 40. Jahrestag der Universität Konstanz, in: Konstanzer Almanach 53 (2007); vgl. auch R. Dahrendorf (s. A 10).

51 R. Dahrendorf, Gründungsideen (s. A 50).

52 S. Muthesius (s. A 2), S. 291.

53 M. Hegger, Bildungsbauten – Bildungsarchitektur, in: K. W. Schmitt (Hrsg.) Architektur in Baden-Württemberg nach 1945, Stuttgart 1990, S. 106-115.

54 S. Muthesius (s. A 2), S. 31.

Universität und erhaltende Stadterneuerung am Beispiel Ferrara, Italien¹

„Wir setzen uns entschieden mit dem Thema des historischen Zentrums auseinander, das wir nicht als eine Insel oder getrenntes Gebiet, sondern als Bestandteil der Stadtregion betrachten wollen [...]. Wenn ich von Beteiligung spreche, meine ich selbstverständlich vor allem die Beteiligung der Institutionen, die aufgefordert sind, an der Entwicklung der Stadt mitzuwirken. Diese sind sicherlich ‚Italia Nostra‘, die Universität, die Stadtverwaltung und weitere Einrichtungen und Institutionen. Aber auch die Beteiligung der durch die Gewerkschaften vertretenen wichtigen Volksorganisationen [...].“²

Radames Costa, Bürgermeister von Ferrara, 9. Dezember 1973.

In den letzten Jahren ist die Frage nach dem Verhältnis von Stadt und Universität, vor allem von historischem Zentrum und Universität, erneut in den Vordergrund der Fachdebatte gerückt.³ Für diese Diskussion bietet das italienische Ferrara ein Beispiel von europäischem Rang. Die Universität von Ferrara, eine der ältesten Europas, wurde 1391, knapp fünf Jahre nach der von Heidelberg, gegründet. Heute wird sie von etwa 16.000 Studierenden besucht und prägt das sozioökonomische Gefüge der Stadt. Ihre bedeutendsten Einrichtungen sind – wie in anderen europäischen Universitätsstädten ähnlicher Dimension, etwa Heidelberg und Salamanca –

- 1 Der Autor (*1984) hat an der Università degli Studi di Ferrara zwischen 2003 und 2009 studiert und ist seit 2013 wissenschaftlicher Mitarbeiter an der Bauhaus-Universität Weimar. Dieser Artikel basiert auf einer überarbeiteten Fassung eines in chinesischer Sprache erscheinenden Beitrages über erhaltende Stadterneuerung in Ferrara. Vgl. P. Sassi, Ferrara, Italien: Erhaltende Erneuerung des historischen Zentrums, in: H. Bodenschatz/D. Frick/A. Hofmann/X. Yi (Hrsg.), Europäischer Städtebau. Peking 2016 (in Chinesisch, im Druck). Der Autor dankt Paolo Ceccarelli stellvertretend für die Universität von Ferrara für die Unterstützung. Alle Übersetzungen erfolgten durch den Verfasser.
- 2 *Italia Nostra. Sezione di Ferrara* (Hrsg.), Università e Centro Storico. Atti del Corso Residenziale. Ferrara, 6-9 Dicembre 1973, Ferrara 1975, S. 143 f.
- 3 Vgl. exemplarisch H. Bott (Hrsg.), *UniverCity – Stadt und Universität*, Katalog zur Ausstellung, Stuttgart 2015; N. Martinelli/M. Savino (Hrsg.), *L'università italiana tra città e territorio nel XXI secolo (Parte Prima)*, in: *Urbanistica* 149 (2012), S. 4 ff.; N. Martinelli/M. Savino (Hrsg.), *L'università italiana tra città e territorio nel XXI secolo (2a parte)*, in: *Urbanistica* 150-151 (2012-2013), S. 10 ff.

in das historische Zentrum integriert. Dies ist das Ergebnis einer langfristig angelegten Strategie, in der sich seit vier Jahrzehnten der Ausbau von Ferrara zu einer Universitätsstadt und eine erhaltende Stadterneuerung des historischen Zentrums überschneiden. Ferrara war in den 1970er Jahren einer der wichtigsten Orte der lebhaften italienischen Auseinandersetzung um die Erhaltung des architektonischen und städtebaulichen Erbes. Der folgende Beitrag lenkt den Blick auf die Rolle der Universität bei der Erneuerung des 1995 als UNESCO-Weltkulturerbe anerkannten historischen Zentrums von Ferrara.

1. Entstehung der Universitätsstadt Ferrara

Die Stadt Ferrara liegt in der norditalienischen Region Emilia-Romagna. Mit ihren 132.199⁴ Einwohnern, knapp 20.000 weniger als Heidelberg, zählt sie zu den zahlreichen klein- und mittelgroßen Städten, die das Bild der italienischen Stadtlandschaft im Ausland so stark bestimmen. Bekannt ist Ferrara insbesondere für das lebhafteste und in städtebaulicher Hinsicht gut erhaltene historische Zentrum. Einen wichtigen Beitrag dazu leisten viele Einrichtungen der Universität, die dort angesiedelt sind. Dass sie nicht nur in der baulichen Struktur des historischen Zentrums sehr gut integriert, sondern auch für dessen sozioökonomisches Gefüge prägend sind, lässt sich mit den eng verbundenen Geschichten von Stadt und Universität erklären.

Ferrara entwickelte sich unter der Herrschaft des Adelsgeschlechts der Este zwischen dem 14. und dem 16. Jahrhundert zu einer herausragenden Stadt der italienischen Renaissance. Hier wirkten berühmte Künstler, etwa der Maler Piero della Francesca und der Dichter Ludovico Ariosto, der hier sein weltweit berühmtes Epos „Der rasende Roland“ (1516) veröffentlichte. Ergebnisse dieses intellektuell sehr fruchtbaren Umfeldes waren die Gründung der Universität im Jahr 1391 und die Planung der Stadterweiterungen, die bis heute die *forma urbis* des historischen Zentrums bestimmen.⁵ Die letzte und bekannteste davon, die *Addizione Ercolea* aus dem Jahr 1492, wurde von dem Architekten Biagio Rossetti vorbereitet und legte das städtebauliche Wachstum innerhalb einer neuen Stadtmauer in den folgenden Jahrhunderten fest. Die Weitsicht dieser fortschrittlichen Städtebaupolitik machte aus Ferrara, so der schweizerische Historiker Jacob Burckhardt 1860, „die

4 Angabe der Stadtverwaltung, Stand 30.09.2016; vgl.: <http://servizi.comune.fe.it/3284/bilancio-mensile-della-popolazione-residente> [15.11.2016].

5 Zu den Stadterweiterungen vgl. L. Benevolo, *La città nella storia d'Europa*, Rom/Bari 1993, Nachdruck 2004, S. 101.



Abb. 1: Corso Ercole I d'Este, zentrale Achse der Addizione Erculea (1492), einer der bedeutendsten städtebaulichen Anlagen der Renaissance in Italien. Auf der rechten Seite ist der Palazzo dei Diamanti zu erkennen, auf der linken der Palazzo Turchi Di Bagno, heute Sitz der Verwaltung der Museen und Archive der Universität; Foto: P. Sassi, 2016.

erste moderne Stadt Europas“.⁶ Im Laufe der Renaissance wurden auch mehrere *Palazzi* im historischen Zentrum errichtet, in denen heutzutage wichtige Einrichtungen der Universität untergebracht sind.

Nach der Renaissance und dem Untergang des Herzogtums des Geschlechts der Este verlor Ferrara an Bedeutung. In den folgenden Jahrhunderten unterlagen die städtebauliche Entwicklung des historischen Zentrums und die Bedeutung der Universität wechselnden gesellschaftspolitischen Bedingungen. Hervorzuheben ist in dieser langen Geschichte die besondere Rolle, die Stadt und Universität in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts während der Mussolini-Diktatur (1922-1943) erlangten. Zur Zeit der Machtübernahme der Faschisten war die Universität von Ferrara noch relativ klein.⁷ In den folgenden Jahren wurden verschiedene Versuche unternommen, um Ferrara als wichtige Bildungsstadt auf nationaler Ebene zu

6 Zitiert in: B. Zevi, *Saper vedere la città*. Ferrara di Biagio Rossetti, „la prima città moderna europea“, Turin 1960, Nachdruck 2006.

7 Vgl. A. Guarnieri, *Il fascismo ferrarese*. Dodici articoli per raccontarlo, Ferrara 2011, S. 32.

etablieren. Dazu zählte die Gründung der Professur für „Gewerkschafts- und korporatives Recht“ (1927).⁸ Die Wahl von Ferrara als Ort der Diskussion über Themen der Arbeitspolitik kann freilich nicht überraschen. Die ländlichen Regionen um die Stadt waren bereits vor der Diktatur als Ort der Auseinandersetzung zwischen Tagelöhnern und Grundbesitzern sowie der brutalen Gewalt durch faschistische Schlägertruppen bekannt.⁹

De facto konnte sich Ferrara als ein wichtiges kulturelles Zentrum im faschistischen Italien durchsetzen.¹⁰ Entscheidend dafür war auch der politische Einfluss von zwei aus Ferrara, beziehungsweise aus der Provinz Ferrara stammenden prominenten Persönlichkeiten des Mussolini-Regimes, Italo Balbo (Luftwaffenminister, 1929-1933 und Gouverneur der Libyen-Kolonie, 1934-1940) und Edmondo Rossoni (Landwirtschaftsminister, 1935-1939).¹¹ Auch das historische Zentrum erlebte in den Jahren der Diktatur Eingriffe, die sein Bild immer noch prägen. Dazu zählte auch die Errichtung einiger Gebäude, die heutzutage von der Universität verwendet werden, etwa das entlang der zentralen Achse Corso della Giovecca angesiedelte Studentenhaus („*Casa dello Studente*“), mit studentischen Wohnungen und einer Mensa. Das Gebäude entstand Anfang der 1940er Jahre und diente ursprünglich als Zentrum für die kulturellen Aktivitäten der faschistischen Jugend.¹²

2. Die Auseinandersetzung um Stadterneuerung in der Emilia-Romagna

Der Prozess, der aus Ferrara eine Universitätsstadt gemacht hat, deren Besonderheit die Integration von historischem Zentrum und Universitätseinrichtungen ist, begann allerdings erst in der späten Nachkriegszeit, insbesondere in den 1970er Jahren. Zu diesem Zeitpunkt übernahm die lebhaft italienische Diskussion um die erhaltende Erneuerung der historischen Zentren eine führende Rolle in der europäischen Fachdebatte. Die Planung und Praxis in der Region Emilia-Romagna waren dabei ein zentrales Thema. Hier erlaubte die Besonderheit, ja Einzigartigkeit der damaligen gesellschaftspolitischen Bedingungen in einer Region, in der alle wichtigen Städte von starken eurokommunistischen Stadtregierungen geführt waren, einige innovative planerische Erfahrungen. Die international bekannteste davon ist der Plan für das historische Zentrum von Bologna aus dem Jahr 1969, „der

8 Ebda., S. 33.

9 Ebda., S. 33.

10 Ebda., S. 34.

11 Vgl. ebda., S. 32 ff.

12 L. Scardino, *Itinerari di Ferrara Moderna*, Florenz 1995, S. 137.

eine mehrjährige Debatte über eine neue städtebauliche Politik für das Zentrum abschloss.¹³ Dieser und weitere Pläne erregten damals auch in der Bundesrepublik Deutschland eine große Aufmerksamkeit und wurden ausführlich untersucht und lebhaft diskutiert.¹⁴

Die wichtigste Neuerung betraf die Wahrnehmung des Zentrums als „Gesamtdenkmal“ beziehungsweise die Erweiterung des Blicks von den einzelnen Baudenkmalern auf die gesamte städtebauliche Struktur.¹⁵ Auch das Konzept der „integrierten Erhaltung“, nach dem neben dem architektonischen und städtebaulichen Erbe auch das sozioökonomische Gefüge des historischen Zentrums erhalten werden sollte, war für die Zeit besonders fortschrittlich.¹⁶ Damit rückten auch die Wohnungspolitik und der soziale Wohnungsbau in die Mitte der Diskussion um den Umgang mit historischen Zentren. Diese Themen wurden in den nachfolgenden Jahrzehnten in mehreren europäischen Ländern weiter diskutiert und prägten die internationalen Debatten, etwa im Rahmen der Internationalen Bauausstellung 1987 in Berlin.

Ferrara war damals eines der Zentren dieser lebhaften Diskussion um die erhaltende Erneuerung der historischen Zentren. Die Besonderheit des Ferrareser Fallbeispiels bestand in der Rolle der Universität, eines der wichtigsten Akteure. Eine enge Zusammenarbeit zwischen Stadtregierung, Planungsverwaltung und Universität prägte die erhaltende Erneuerung des historischen Zentrums in den letzten vier Jahrzehnten. In Ferrara fanden zu diesem Themen auch Tagungen von internationaler Bedeutung statt, etwa die Veranstaltung „*Università e Centro Storico*“¹⁷ im Dezember 1973 und das Symposium des Europarats „*Vitalità delle compagini storiche, fattore e prodotto di riequilibrio tra città e campagna*“ im Oktober 1978.

3. Über 50 Jahre Universitätsentwicklung und erhaltende Erneuerung des historischen Zentrums

Diese lebhafte kommunalpolitische Diskussion verblieb nicht in den Konferenzräumen und auf den Seiten der Fachzeitschriften, sie bewegte die Städtebaupolitik und beeinflusste die Vorbereitung mehrerer neuer Pläne und Projekte maßgeblich.

13 H. Bodenschatz/T. Harlander, 40 Jahre Stadterneuerung Bologna, in: Forum Stadt 4 (2015), S. 361.

14 Vgl. exemplarisch H. Bodenschatz, Städtische Bodenreform in Italien. Die Auseinandersetzung um das Bodenrecht und die Bologneser Kommunalplanung, Frankfurt a. M./New York 1979 und T. Harlander, Regionale Entwicklungspolitik in der Emilia Romagna, Frankfurt a. M./New York 1979.

15 H. Bodenschatz/T. Harlander (s. A 13), S. 360; vgl. auch P.L. Cervellati (Hrsg.)/C. Cesari /M. Pastore/R. Scannavini, Il centro storico di Ferrara, Modena 1976, S. 49.

16 Vgl. P.L. Cervellati (s. A 15), S. 38.

17 Vgl. dazu *Italia Nostra. Sezione di Ferrara* (s. A 2).

Das heutige Ferrara, eine Universitätsstadt mit einem gut bewahrten und identitätsstiftenden historischen Zentrum, kann allerdings nicht als Ergebnis eines oder einiger isolierter städtebaulicher Projekte verstanden werden. Vielmehr ist sie Produkt eines gemeinsamen Leitbildes von Kommune und Universität, das durch eine langfristige Strategie und eine intensive Zusammenarbeit umgesetzt wurde.

Der Ausgangspunkt der Städtebaupolitik für die erhaltende Erneuerung des historischen Zentrums mit Beteiligung der Universität bildeten die Auseinandersetzungen der 1970er Jahre und der Plan für das historische Zentrum von 1975. Einige Reformen der nationalen Hochschulpolitik und eine erste räumliche Erweiterung der Universität von Ferrara bereiteten allerdings bereits in den 1960er Jahren diese Entwicklung vor. In jenen Jahrzehnten wuchs die Anzahl der Studierenden der italienischen Universitäten sehr stark, was einen Prozess anstieß, der nach den studentischen Protesten Ende der 1960er Jahre in das Gesetz 910 von 1969 mündete, das „den Zugang zur Hochschulausbildung unabhängig von dem besessenen Schulabschluss liberalisierte“.¹⁸ Dies ebnete den Weg zu einer sogenannten „Massenuniversität“.

Die Universität von Ferrara war damals hinsichtlich der Anzahl der Studierenden noch deutlich kleiner als heute.¹⁹ Sie registrierte zu diesem Zeitpunkt allerdings bereits die ersten Zeichen des folgenden, jahrzehntelangen Wachstums der studentischen Einschreibungen.²⁰ In jenen Jahren begann auch eine räumliche Erweiterung der Universität. Diese wurde allerdings nicht durch den Bau eines neuen Universitätscampus außerhalb der Stadt, sondern vor allem durch die Sanierung historischer Gebäude im Stadtzentrum realisiert. In der Regel wurden *Palazzi* neu genutzt, die in der Renaissance von Adelsfamilien erbaut worden waren. Übernommen wurden diese durch den Kauf oder im Rahmen von Nutzungsverträgen. Dazu gehörten einige der heute repräsentativsten Gebäude des historischen Zentrums, etwa der *Palazzo Renata di Francia* (1959), heute Rektoratsgebäude, der *Palazzo Turchi Di Bagno* (1960), heute Sitz der Verwaltung der Museen und Archive der Universität, sowie der *Palazzo Trotti Mosti* (1970), heute Sitz des Fachbereichs Rechtswissenschaft.²¹ In architektonischer Hinsicht erwies sich die räumliche Struktur dieser *Palazzi* mit den ausgedehnten Innenhöfen als besonders geeignet für Universitätseinrichtungen. Dementsprechend hatte die Universität von Ferrara sich bereits zur Zeit der Vorbereitung des Plans von 1975 als wichtiger Akteur in der Städtebaupolitik für das historische Zentrum etabliert. Sie betrat damals, so der

18 A. Fabbri, *L'Università di Ferrara*, in: R. Scatista (Hrsg.), *l'università a ferrara*, Mailand 2004, S. 158.

19 Ebda.

20 Vgl. ebda.

21 A. Maggi, *Perché Ferrara è una Città Universitaria*, Ferrara 2010, S. 8.



Abb. 2: Plan zur Erhaltung der baulichen Struktur im historischen Zentrum;
Quelle: P. L. Cervellati (s. A 15), S. 83.

prominente Architekturhistoriker Bruno Zevi 1973, „einen sicheren Weg für die nachfolgenden Jahre: dieser betrifft die Sanierung und Revitalisierung eines ungeheuren architektonischen Erbes [...]“²²

Der Plan für das historische Zentrum von Ferrara von 1975 wurde 1977 als Teil einer umfassenden Änderung und Aktualisierung des alten Generalbebauungs-

22 B. Zevi, Per un'università rossettiana, in: *Italia Nostra. Sezione di Ferrara* (s. A 2), S. 10.

plans aus dem Jahr 1960 von der Region Emilia-Romagna genehmigt. In diesem Kontext war die Erneuerung des historischen Zentrums Teil einer auf stadtregio-naler Ebene angelegten Strategie zur Eindämmung des unkontrollierten Siedlungs-wachstums.²³ Wichtigster Gegenstand des Plans waren die von der alten Stadtmauer umschlossenen Stadtgebiete, der mittelalterliche Stadtteil und die *Addizione Ercu-lea* aus der Renaissance. Hier wurde der Fokus nicht auf einzelne, isolierte Bau-denkmäler, sondern auf das ganze historische Zentrum gelenkt. Dieses sollte als Gesamtdenkmal angesehen werden und eine „integrierte Erhaltung“ erfahren.²⁴ Neben dem architektonischen und städtebaulichen Erbe sollten damals auch das soziale Gefüge, das vornehmlich aus Arbeitern und Angestellten bestand, und die ökonomischen Aktivitäten erhalten werden.²⁵ Um zu vermeiden, dass eine Aufwer-tung des architektonischen Bestands zu einer Verdrängung der Einwohner führt, sollten die Fördermittel des sozialen Wohnungsbaus für die erhaltende Erneuerung des historischen Zentrums eingesetzt werden.²⁶

In jenen und den nachfolgenden Jahren unterstützte die Universität durch die Übernahme einiger weiterer *Palazzi* die erhaltende Erneuerung des historischen Zentrums. Dazu zählten der *Palazzo Giordani* (1972), heute Sitz des Fachbereichs Rechtswissenschaft, und der *Palazzo Bevilacqua Costabili* (1997), heute Sitz des Fachbereichs Ökonomie.²⁷ In Ferrara sollte die Integration der Universität in das historische Zentrum allerdings nicht nur als Beitrag zu einem langfristigen Prozess der Stadterneuerung interpretiert werden. Diese Strategie war Anfang der 1970er Jahre auch ein Versuch, in Ferrara eine offene, in die Stadt und deren sozioökono-misches Gefüge integrierte Universität zu gestalten – ganz im Gegensatz zur ge-schlossenen und elitären Natur der universitären Institutionen und Räume, die zu dieser Zeit heftig kritisiert wurden.²⁸

Eine zweite wichtige Aktivität war das „Projekt Stadtmauer“. Die zum großen Teil im Zuge der *Addizione Erculea* geplante Mauer wurde im 16. Jahrhundert fer-tiggestellt und – anders als in vielen italienischen und europäischen Städten – spä-ter, als sie ihren militärischen Sinn verloren hatte, nicht abgerissen. Allerdings wurde auch keine alternative Nutzung für diese große militärische Infrastrukt-ur gefunden. So war die Altstadt Anfang der 1980er Jahre von einer zerfallenden Stadt-mauer umschlossen, deren Grünflächen nur schwer zugänglich waren und zum

23 Vgl. P. L. Cervellati (s. A 15), S. 38.

24 Vgl. ebda.

25 Vgl. ebda., S. 75 ff.

26 Vgl. ebda., S. 77.

27 A. Maggi (s. A 21), S. 8.

28 Vgl. P. L. Cervellati, Relazione introduttiva, in: *Italia Nostra. Sezione di Ferrara* (s. A 2), S. 18 ff.



Abb. 3: Innenhof des Palazzo Trotti Mosti, Sitz des Fachbereichs Rechtswissenschaft. Das Gebäude wurde an der Wende vom 15. zum 16. Jahrhundert errichtet und 1970 von der Universität übernommen; Foto: P. Sassi, 2016.

Teil als Gemüsegärten und Weideland benutzt wurden.²⁹ Auf gesamtstädtischer Ebene trennte die Mauer die Altstadt von den neuen Quartieren der Nachkriegszeit. Um diese Barriere zu beseitigen und das aufgewertete historische Zentrum für die ganze Stadtregion zugänglich zu machen, wurde zwischen 1985 und 2000 die Stadtmauer einer umfassenden Sanierung unterzogen. Dieses städtebauliche Projekt betraf nicht nur die neun Kilometer lange Mauer, sondern auch die angrenzenden Grünflächen, die zu einem linearen Park ausgebaut wurden.³⁰ Einige Gebäude entlang der Stadtmauer wurden sorgfältig saniert und kulturellen Zwecken angepasst. Die neue Grünanlage bildet heute eine Verbindung zwischen Altstadt, vorstädtischen Quartieren und den ausgedehnten grünen Flächen der Stadtregion, etwa dem Stadtpark im Norden. Darüber hinaus trug der neue Zugang zu den Räumen entlang der Stadtmauer dazu bei, die im Zuge der *Addizione Erculea* entstan-

29 Vgl. N. Frasson, *Il Restauro delle Mura: dal progetto al cantiere*. Paper auf der Konferenz: *Partnerariato europeo e progetti pubblici di riqualificazione della Città*, Sarajevo, 4.-8. April 2004, S. 1.

30 Vgl. ebda., S. 5.



Abb. 4: Grünanlage am südlichen Teil der Stadtmauer. Direkt hinter der Porta San Pietro erhebt sich der Palazzo Tassoni, Sitz des Fachbereichs Architektur;
Foto: P. Sassi, 2016.

dene *forma urbis* des historischen Zentrums wieder besser erkennbar zu machen und die Qualität von Ferrara als Wohnort erheblich zu erhöhen. Davon profitierten auch die Universität und ihre Studierenden, deren Anzahl im Jahr 2000 auf 14.499³¹ gewachsen war.

Die enge Zusammenarbeit zwischen Universität und Kommune ist auch an diesem Projekt deutlich erkennbar. Bezeichnend dafür ist der Umgang mit dem *Palazzo Tassoni*, einem der wichtigsten Gebäude, die im Zuge des „Projektes Stadtmauer“ saniert wurden. Das Gebäude wurde Mitte des 15. Jahrhunderts gebaut und liegt an der Stadtmauer, am südlichen Rand des historischen Zentrums, direkt gegenüber der *Porta San Pietro*. Der *Palazzo Tassoni* wurde von der Universität übernommen, um Räume für den 1991 neu gegründeten Fachbereich Architektur zu

31 *Università di Ferrara*, Bilancio Sociale 2013 e 2014 (edizione 2015), S. 45; vgl.: <http://ateneo.unife.it/ripartizioni-audit-interno/ufficio-supporto-nucleo-di-valutazione/bilancio-sociale/il-bilancio-sociale-delluniversita-di-ferrara> [10.11.2016].

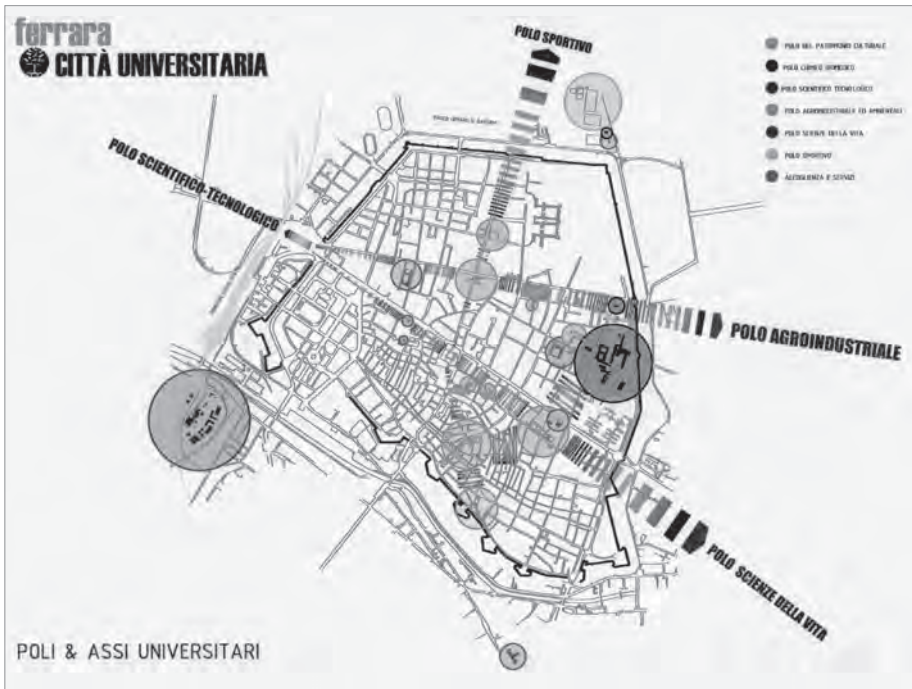


Abb. 5: Projekt „Ferrara Universitätsstadt“; Quelle: Università di Ferrara, Ferrara Città universitaria, in: A. Maggi (s. A 21), S. 64.

schaffen. Heute zählt dieser Fachbereich 940 Studierende (2013/2014).³² Der privilegierte Zugang zu dem linearen Park entlang der Stadtmauer erweitert die Freiräume des städtebaulichen Ensembles des *Palazzo Tassoni*.

Als drittes entscheidendes Moment der langfristigen Zusammenarbeit zwischen Stadtverwaltung und Universität bei der erhaltenden Erneuerung des historischen Zentrums muss das Projekt „Ferrara Universitätsstadt“ („*Ferrara Città Universitaria*“) erwähnt werden. Das Projekt wurde von der Universität vorbereitet und 2007 genehmigt. Es ist ein Beitrag zum Strukturplan von Ferrara aus dem Jahr 2009.³³ Hervorzuheben ist, dass die Universität damit direkt in die Vorbereitung des neuen Plans zur Steuerung der langfristigen Stadtentwicklung einbezogen wurde. Das Projekt „Ferrara Universitätsstadt“ ist auch einer der letzten Schritte auf dem Weg zur Institutionalisierung der Zusammenarbeit zwischen Stadtverwaltung und Uni-

³² Ebd., S. 44.

³³ Vgl. *Università di Ferrara*, Ferrara Città universitaria, Dok. in: A. Maggi (s. A 21), S. 54 ff.

versität. Dieser Prozess begann bereits einige Jahre früher, als 2004 ein „Unterstützerausschuss“ („*Comitato dei Sostenitori*“) von der Universität gegründet worden war, in dem Vertreter der Stadtregierung aufgenommen und dadurch in die Debatte zur zukünftigen Entwicklung der Hochschule einbezogen wurden.³⁴ Um eine gemeinsame Diskussion über die Zusammenarbeit von Stadt und Universität zu fördern, wurde darüber hinaus 2015 der Sonderausschuss „Universitätsstadt“ aus Vertretern des Stadtrats und der Universität ins Leben gerufen.³⁵

In dem Projekt „Ferrara Universitätsstadt“ wurden die in der Stadt angesiedelten Universitätseinrichtungen in „Zentren“ und „Achsen“ gruppiert. Diese Struktur sollte durch die neue Definition einiger freier Räume und die Verbesserung der Fahrrad- und Fußwege verstärkt und sichtbarer gemacht werden, um in der Stadt eine Art „Campuseffekt“ zu bewirken.³⁶ Die wichtigsten vorgeschlagenen Maßnahmen betrafen das historische Zentrum.

4. Die europäische Dimension der Universitätsstadt

In Ferrara wurden die kommunalpolitische Auseinandersetzung um die erhaltende Erneuerung des historischen Zentrums und die Entwicklung der Universität durch einen ständigen internationalen Austausch begleitet. Die Erfahrungen ausländischer, vor allem europäischer Städte wurden in Ferrara diskutiert. Das erlaubte eine bessere Einschätzung der Besonderheit der Situation in Ferrara, aber auch der Ähnlichkeiten mit anderen europäischen Städten. Bezeichnend in dieser Hinsicht ist, dass in dem Text des Projekts „Ferrara Universitätsstadt“ Heidelberg und Salamanca als Referenzen für die Gestaltung eines „Campuseffekts“ in der Innenstadt ausdrücklich erwähnt wurden.³⁷

Die europäische Perspektive beschränkte sich allerdings nicht auf die Untersuchung erfolgreicher Modelle. Ferrara bot sich bereits seit den 1970er Jahren als Standort internationaler Diskussionen über das Thema „Universität und Stadt“ an. So wurden auf der bereits erwähnten Tagung von 1973 „*Università e Centro Storico*“ nicht nur Vertreter zahlreicher italienischer Universitäten und Städte eingeladen, sondern auch Ryszard Karłowicz, damaliger Direktor des Fachbereichs Architektur der Technischen Universität Warschau, der über „Erfahrungen und Univer-

34 Vgl.: www.unife.it/ateneo/organi-universitari/comitato-dei-sostenitori/membri-del-comitato-dei-sostenitori [30.11.2016].

35 Istituita la Commissione Speciale Mista ‚Città Universitaria‘ a supporto dell’associazione culturale ‚Unitown‘, in: Cronaca Comune, 02.02.2015; vgl: www.cronacomune.it/notizie/25168/approvata.html [30.11.2016].

36 *Università di Ferrara*, Ferrara Città universitaria, Dok. in: A. Maggi (s. A 21), S. 56.

37 Ebda.

sität-Projekte in polnischen historischen Zentren“ berichtete.³⁸ Diese Diskussion verlor im Laufe der Zeit nicht ihren Schwung, und 40 Jahre später werden in Ferrara immer noch internationale Veranstaltungen organisiert. Eine der letzten fand im Oktober 2013 statt. Vertreter von Universitäten und Kommunalverwaltungen von Braga (Portugal), Cádiz (Spanien), Gafers (Slowenien), Krakau (Polen), Gießen (Deutschland), Kattowitz (Polen), Regensburg (Deutschland), Tartu (Estland) und Turku (Finnland) wurden nach Ferrara eingeladen, um sich über die „Beziehungen zwischen Stadt und Universität“ auszutauschen.³⁹ Wichtigstes Ergebnis dieses Treffens war die Gründung des internationalen Netzwerkes von Hochschulen und Universitätsstädten „Unitown – University Town Network“ mit dem Ziel, die lebhafteste Diskussion in den nächsten Jahren in einer europäischen Perspektive fortzuführen.⁴⁰

5. Auf dem Weg zur „Wissensstadt von Morgen“

Die Stadt Ferrara gilt heutzutage als erfolgreiches Beispiel im italienischen und europäischen Kontext hinsichtlich der erhaltenden Erneuerung ihres historischen Zentrums, das 1995 in die UNESCO-Weltkulturerbeliste aufgenommen wurde.⁴¹ Zugleich konnte die Stadt in den letzten vier Jahrzehnten in eine Universitätsstadt transformiert werden. Entscheidend dafür waren die Hartnäckigkeit und die Weitsicht, mit der diese zwei Ziele, trotz der sich verändernden sozioökonomischen Bedingungen, verfolgt und systematisch umgesetzt wurden. Einzigartig in Ferrara ist, dass die erhaltende Erneuerung des historischen Zentrums und die Erweiterung der Universität zum gleichen Zeitpunkt begannen (Ende der 1960er, Anfang der 1970er Jahre) und fortlaufend miteinander koordiniert wurden. Die von den städtischen und regionalen Linksregierungen gewährleistete politische Kontinuität und die überschaubare Dimension der Stadt, die die Zusammenarbeit unter den Akteuren erleichterte, spielten dabei eine wichtige Rolle. Das im historischen Zentrum angesiedelte städtebauliche Erbe wurde zum großen Teil bewahrt und befindet sich heute in einem guten Zustand, dazu gehören auch die repräsentativsten Gebäude der Universität. Die *Università degli Studi di Ferrara* zählt heute

38 Vgl. R. Karłowicz, Esperienze e progettazioni universitarie in Centri Storici della Polonia, in: *Italia Nostra. Sezione di Ferrara* (s. A 2), S. 30 ff.

39 P. Nappi/T. Tagliani, Perchè Unitown, in: *Unitown – University Town Network* (Hrsg.), Città universitaria. Dalle buone pratiche all'identità. Ferrara 2015, S. 5.

40 Vgl.: www.unife.it/primo-piano/2013/nasce-unitown-la-rete-europea-delle-citta-universitarie-promossa-da-unife-e-comune-di-ferrara [16.11.2016].

41 Eine zweite UNESCO-Nominierung erfolgte 1999 für die Kulturlandschaft um die Stadt.

14 Fachbereiche. Die Anzahl der Studierenden stieg von etwa 3.600⁴² im Jahr 1970 auf 15.696⁴³ im Jahr 2015. Das studentische Leben prägt dementsprechend heute das Stadtbild des historischen Zentrums sehr stark. Das Wachstum der Zahl der Studierenden und die Erweiterung der Lehrangebote wären allerdings für die Stadt nicht tragbar gewesen, wenn die Universität darauf verzichtet hätte, neben der Sanierung der Gebäude im historischen Zentrum auch einige Universitätseinrichtungen außerhalb der Stadtmauer anzusiedeln. Das städtebauliche Ensemble des Wissenschaft- und Technologie-Zentrums am westlichen Stadtrand bietet dafür ein treffendes Beispiel.

Problematisch ist das Scheitern eines weiteren Ziels der langfristigen Strategie für die Erneuerung des historischen Zentrums: die Erhaltung des sozialen Gefüges. Hier zeigt sich eine deutliche Parallele zu dem international bekannteren Fallbeispiel der Regionhauptstadt Bologna.⁴⁴ Zwischen 1991 und 2014 sank die im historischen Zentrum von Ferrara lebende Bevölkerung von 33.109 (1991) auf 26.459 (2014) Einwohner.⁴⁵ Darüber hinaus wurden qualitative Veränderungen der sozialen Struktur sichtbar. Die in den vorbereitenden Untersuchungen für den Plan von 1975 beobachtete soziale Struktur vornehmlich aus Arbeitern und Angestellten existiert nicht mehr. Dabei spielten neben der Aufwertung des historischen Zentrums verschiedene Faktoren eine bedeutende Rolle, etwa der Untergang der in Ferrara angesiedelten Industrie, aber auch der Ausbau von Ferrara zu einer Kultur- und Universitätsstadt und die damit zusammenhängende steigende Anzahl der Studierenden. Auch wenn diesbezüglich keine genauen Statistiken vorliegen, wohnten 2015 – so die Schätzungen – etwa 7.000-8.000 Studierende in Ferrara,⁴⁶ darunter nur ein kleiner Anteil, etwa 3 Prozent, in Studentenwohnheimen und die große Mehrheit in privaten Wohnungen.⁴⁷ Bekanntlich wird das historische Zentrum von den Studierenden als Wohnort bevorzugt. Ihr Einzug in dortige Wohnungen ist per se kein Problem, sondern eine Bereicherung für das Stadtleben. In einem Kontext, wo die Wohnnutzung seit Jahrzehnten verdrängt wird, hat der Zuzug von einer neuen und zum Teil temporären Bevölkerung allerdings Folgen, mit denen sich Kommune und Universität in den nächsten Jahren auseinandersetzen müssen.

42 A. Fabbri (s. A 18), S. 158.

43 *Università di Ferrara* (s. A 31), S. 45.

44 Vgl. H. Bodenschatz/T. Harlander (s. A 13), S. 368.

45 Demographische Daten: Auskunft der Stadtverwaltung Ferrara an den Autor, 29. April 2014.

46 G. Ave, *Gli alloggi per studenti nelle città universitarie: un fattore di competizione territoriale*, in: *Unitown – University Town Network* (s. A 39), S. 75 f.

47 Ebda., S. 76 f.



Abb. 6: Via delle Suore im historischen Zentrum, Wohngebäude in der Nähe des Palazzo Bevilacqua Costabili, Sitz des Fachbereichs Ökonomie; Foto: P. Sassi, 2014.

Ferrara, seine Universität und sein historisches Zentrum stehen in den nächsten Jahren vor weiteren entscheidenden Herausforderungen. In dem Buch „*Città universitaria. Dalle buone pratiche all’identità*“ (2015) diskutiert Paolo Ceccarelli, emeritierter Professor für Stadtplanung und Gründungsdekan des Fachbereichs Architektur der Universität von Ferrara, die Auswirkungen der Globalisierung und der damit einhergehenden Konkurrenz unter den Hochschulen sowie mögliche zukünftige Strategien für die italienischen Universitäten.⁴⁸ Diese betreffen auch Ferrara. Die Stadt wird sich in den kommenden Jahren zunehmend der Konkurrenz anderer internationaler Universitätsstädte stellen müssen. Für die Entwicklung Ferraras scheinen vor diesem Hintergrund drei Aspekte von entscheidender Bedeutung zu sein. Zunächst war Ferrara eines der wichtigsten Kulturzentren der italienischen Renaissance. Die städtebauliche Struktur des historischen Zentrums und die Universität sind zwei noch heute erlebbare Zeugnisse dieser einzigartigen

⁴⁸ Vgl. P. Ceccarelli, *La città universitaria: una risorsa strategica da utilizzare meglio*, in: *Unitown – University Town Network* (s. A 39), S. 13 ff.

Geschichte, die Ferrara als Bildungsort in einem internationalen Kontext attraktiv machen können.⁴⁹ Zweitens sollte die Internationalisierung der Lehrangebote fortgeführt und beschleunigt werden.⁵⁰ Drittens ist die Fähigkeit der Universität entscheidend, an regionalen, nationalen und internationalen Netzwerken teilzunehmen und neue aufzubauen.⁵¹ In dieser Hinsicht erweist sich die Gründung des Netzwerks von Universitätsstädten *Unitown* in Ferrara als vielversprechend. Von den Aktivitäten der Kommune wie der Universität wird es abhängen, ob auch in den nächsten Jahrzehnten die Universitätsstadt Ferrara ein Modell bleiben wird, „das in anderen italienischen und europäischen Kontexten als Vorbild dienen kann.“⁵²

49 Vgl. ebda., S. 37 f.

50 Vgl. ebda., S. 22 ff.

51 Vgl. ebda., S. 30.

52 So Tiziano Tagliani, seit 2009 Bürgermeister von Ferrara, in der Einleitung des Buchs *A. Maggi* (s. A 21), S. 3.

Wissensmilieus

Was verstehen wir darunter und wie wirken sie?¹

1. Einleitung

In der Kreativitätsforschung und in den *Science Studies* wurde die Bedeutung eines räumlichen Kontexts oder Milieus für Lern- und Forschungsprozesse erst relativ spät erkannt. Man ging lange davon aus, dass die Wissenschaften zwar eine Geschichte, aber keine Geographie hätten. In den 1980er und 1990er Jahren tauchten jedoch zunehmend Fragen auf, welche diese Gewissheit erschütterten. Warum wurden innovative Forschungsthemen oder neue methodische Ansätze immer wieder an den Universitäten A und B und nicht an den Universitäten C oder D entwickelt? Warum wurden bestimmte wissenschaftliche Erkenntnisse wie z.B. Darwins Evolutionstheorie in verschiedenen Ländern völlig unterschiedlich interpretiert? Was waren die Ursachen, dass intellektuelle Blütezeiten einer Universität immer wieder von Phasen eines wissenschaftlichen Mittelmaßes abgelöst wurden? Warum waren die Arbeitsorte der Nobelpreisträger² für Chemie, Physik und Medizin in der Vergangenheit auf so wenige Universitäten konzentriert? Wie kann man es erklären, dass das *European Molecular Biology Laboratory (EMBL)* in Heidelberg eine „Kaderschmiede“ für spätere Direktoren von Max-Planck-Instituten geworden ist?³ Warum sind die Doktoranden bestimmter Betreuer, Institute oder Fakultäten wissenschaftlich erfolgreicher als die anderer? Was hat im Laufe der Jahrhunderte

- 1 In diesem Beitrag sind einige Ideen, Argumente und Formulierungen enthalten, die der Verfasser zum Teil schon in anderem Zusammenhang publiziert hat; vgl. P. Meusburger, Knowledge environments in universities, in: Hungarian Geographical Bulletin, 64, 4 (2015), S. 265-279; P. Meusburger, Zur Bedeutung und Wirkung von Wissensmilieus, in: A. Froese/D. Simon/J. Böttcher (Hrsg.), Sozialwissenschaften und Gesellschaft, Bielefeld 2016, S. 263-306,
- 2 Aus Gründen der sprachlichen Vereinfachung wird nur die männliche Form verwendet.
- 3 Aus dem EMBL sind zwischen 1974 und 2010 insgesamt 21 Direktoren von 10 Max Planck Instituten hervorgegangen. Am EMBL haben auch zwei Forscher gewirkt, die später den Nobelpreis erhalten haben; vgl. L. Raditsch, European Molecular Biology Laboratory (EMBL), in: P. Meusburger/T. Schuch (Hrsg.), Wissenschaftsatlas der Universität Heidelberg, Knittlingen 2011.

immer wieder zur Verlagerung der naturwissenschaftlichen Zentren in Europa beigetragen?⁴

Diese und andere Fragen deuten darauf hin, dass Lernprozesse, die intellektuelle Entwicklung und berufliche Laufbahn von Nachwuchswissenschaftlern, die Teilhabe an wichtigen internationalen Netzwerken der *scientific community*, das Aufgreifen neuer Forschungsfragen oder der Erfolg von Forschungsprojekten offensichtlich nicht nur von den persönlichen Eigenschaften der betreffenden Akteure – z.B. deren Talent, Intelligenz, Kreativität, Motivation oder Durchhaltevermögen – abhängen, sondern auch strukturell von einer Vielzahl von externen Faktoren beeinflusst werden. Für einen Wissenschaftler reicht es offensichtlich nicht, begabt, kreativ und hoch motiviert zu sein, er benötigt auch ein soziales Umfeld, das ihm Anregungen für neue Ideen anbietet, und besondere Rahmenbedingungen, welche ihm die Umsetzung seiner Ideen und Ziele ermöglichen.

Solche Rahmenbedingungen sind nicht etwas Abstraktes, sondern sie werden von den Akteuren an konkreten Orten erlebt und bewertet. Die subjektive Beurteilung des sozialen Umfelds und der lokalen Rahmenbedingungen mag zwischen einzelnen Akteuren je nach Karrierestufe und Forschungsinteressen variieren, sie wird auch in der zeitlichen Dimension immer wieder unterschiedlich ausfallen, aber wenn man die wissenschaftlichen Leistungen von Wissenschaftlern und Studierenden und deren Karriereverläufe über einen längeren Zeitraum verfolgt, kommt man zum Ergebnis, dass es – bei gleichem Talent und gleicher Motivation der Akteure – an bestimmten Orten offensichtlich leichter ist, eine erfolgreiche wissenschaftliche Karriere einzuschlagen als an anderen und dass es hinsichtlich der wissenschaftlichen Reputation von Universitäten eine stark ausgeprägte Hierarchie gibt. Diese „Ungleichheit“ der Rahmenbedingungen und die unterschiedliche Reputation der wissenschaftlichen Einrichtungen beeinflussen in hohem Maße die räumliche Mobilität von Wissenschaftlern und Studierenden, gemäß dem Matthäus-Prinzip: „Wo Tauben sind, da fliegen Tauben zu“.

Die Gesamtheit dieser sich wechselseitig beeinflussenden Faktoren schaffen an einem Ort Rahmenbedingungen, die man als Handlungskontext, *knowledge environment* oder Wissensmilieu bezeichnen kann. Solche Wissensmilieus sind eng mit Orten und räumlichen Beziehungen verbunden und werden durch die Mobilität und Netzwerke von Wissenschaftlern entscheidend geprägt. Die wissenschaftliche Praxis hat also nicht nur eine zeitliche, sondern auch eine räumliche Dimension.

4 P. Taylor/M. Hoyer/D. Evans, A geohistorical study of „The Rise of Modern Science“: Mapping scientific practice through urban networks, 1500-900, in: P. Meusburger/D. Livingstone/H. Jöns (Hrsg.), *Geographies of science. Knowledge and Space*: Vol. 3, Dordrecht 2010.

Bevor sich die Geographie aber mit Wissensmilieus von Universitäten beschäftigt hat, hat sie sich seit den frühen 1970er Jahren mit Standortfragen und Einzugsgebieten von Universitäten, mit dem studentischen Wohnen, Campustypen, der Mobilität von Professoren, sowie mit den wirtschaftlichen, kulturellen und gesellschaftlichen Auswirkungen von Universitäten befasst.

In diesem Beitrag wird untersucht, wie ein Wissensmilieu definiert wird, aus welchen Elementen es sich zusammensetzt, warum es auf ständige Erneuerung angewiesen ist, wie man sich die Wirkung eines Wissensmilieus auf Akteure vorstellen kann, ohne in einen Determinismus zu verfallen, und wie sich die Wirkung eines Wissensmilieus empirisch nachweisen lässt.

2. Wie wird ein Wissensmilieu definiert und aus welchen Elementen setzt es sich zusammen?

Ein Wissensmilieu⁵ ist das Resultat von systemischen Interdependenzen zwischen verschiedenen Elementen, die an einem konkreten Ort (in einer bestimmten wissenschaftlichen Einrichtung) für die Generierung, Akzeptanz, Anwendung und Diffusion von Wissen relevant sind.

2.1. Akteure

Das mit Abstand wichtigste Element eines Wissensmilieus sind die an einem Ort tätigen Akteure mit ihren fachlichen und sozialen Kompetenzen, ihren Forschungsinteressen, ihren beruflichen Erfahrungen, ihrer wissenschaftlichen Reputation, ihren internationalen Netzwerken, ihren Erwartungen, Normen, Qualitätsansprüchen, Literatur- und Methodenkenntnissen etc.

Zu diesen Akteuren zählen in erster Linie Wissenschaftler und Studierende, aber auch Techniker, Verwaltungsangestellte und andere Berufsgruppen, welche wissenschaftliches Arbeiten sowie die Diffusion und Anwendung von neuen wissenschaftlichen Erkenntnissen unterstützen oder erschweren können.⁶ An einer Universität werden die Karrierepfade von Wissenschaftlern unterschiedlicher Disziplinen, Generationen und Herkunftsgebiete für einen bestimmten Zeitraum zusammengeführt. Das Wissensmilieu einer Universität ist einerseits dadurch gekennzeichnet, dass es, was die einzelnen Akteure betrifft, sehr volatil und einem ständigen Wandel unterworfen ist. Es gibt laufend Wissenschaftler an andere

5 Jede Domäne benötigt – je nach ihren Aufgaben und Zielen – ein anderes Wissensmilieu. Dieser Beitrag befasst sich nur mit Wissensmilieus an wissenschaftlichen Einrichtungen.

6 Eine Universitätsverwaltung kann einen enormen Einfluss auf das Wissensmilieu ihrer Universität ausüben.

Universitäten ab und ist auf eine stete Ergänzung von außen angewiesen, wenn es eine hohe wissenschaftliche Attraktivität bewahren will. Neue Impulse kommen vor allem über die Berufung von neuen Professoren, über neue Doktoranden, Nachwuchswissenschaftler und Gastwissenschaftler, neue Forschungsk Kooperationen, neue Netzwerke, die Teilnahme an Kongressen und andere Formen von akademischer Kommunikation und Mobilität. Wissenschaftler sind sehr mobil und reagieren sehr sensibel auf eine Verbesserung oder Verschlechterung der Rahmenbedingungen. Die Mobilität von Wissenschaftlern hat seit dem Mittelalter einen hohen Stellenwert. Denn die fachlichen Kompetenzen, Methodenkenntnisse, Netzwerke und kreativen Ideen, die von Wissenschaftlern erwartet werden, können nur selten an einem einzigen Ort erworben werden. Mobilität regt neue Denkmuster an und trägt dazu bei, „geistige Inzucht“ zu vermeiden.

Andererseits kann ein Wissensmilieu – was die Qualität von Forschung und Lehre und die internationale wissenschaftliche Reputation betrifft – eine hohe, jahrzehntelang andauernde Stabilität aufweisen, die dadurch gewährleistet wird, dass die neu berufenen Wissenschaftler einem strengen Ausleseverfahren unterworfen werden und hohen Qualitätsansprüchen genügen müssen. Anhand der historischen Entwicklung einzelner Universitäten lässt sich nachweisen, dass es einen gewissen Zusammenhang zwischen den Wissenschaftskulturen, Qualitätsansprüchen und dem wissenschaftlichen Renommee einer Universität und der Frage gibt, woher die Professoren berufen worden sind. Die Geschichte zahlreicher Universitäten belegt, dass sich das Rekrutierungsgebiet der Professoren in Zeiten einer intellektuellen Provinzialität in der Regel verkleinert hat und vermehrt „Landeskinder“ berufen wurden; in Zeiten einer wissenschaftlichen Blüte wurden die Einzugsgebiete viel internationaler.

2.2. Materielle und finanzielle Rahmenbedingungen

Wenn man herausragende Wissenschaftler gewinnen und längere Zeit halten will, muss man ihnen materielle und immaterielle Rahmenbedingungen anbieten, die für sie attraktiv sind und in denen sie ihre Ziele verwirklichen können. Denn Spitzenwissenschaftler oder überdurchschnittlich talentierte Studierende können sich weltweit die besten Universitätsstandorte aussuchen; sie sind nicht auf einen bestimmten Standort angewiesen. Seit dem Mittelalter waren noch nie alle Universitäten gleich attraktiv und konnten immer nur wenige Universitäten ideale Rahmenbedingungen anbieten.

Die Bedeutung von *materiellen* Rahmenbedingungen ist natürlich je nach Disziplin und Forschungsthema sehr unterschiedlich. Experimentelle Physiker, Molekularbiologen oder Nuklearmediziner sind stärker auf eine teure Forschungsinfrastruktur angewiesen als theoretische Physiker, Germanisten oder Philosophen.

Grundlagenforschung auf internationalem Niveau, bei der sich die individuelle wissenschaftliche Kreativität der Wissenschaftler ohne Zielvorgaben frei entwickeln kann, erfordert andere Rahmenbedingungen als etwa eine angewandte Industrieforschung, die sich auf eine vorgegebene Forschungsfrage konzentriert.

Viele neue Forschungsfragen können nur dann untersucht werden, wenn mit Hilfe neuer Großgeräte neue Analysemethoden eingesetzt werden können oder neue Labors und leistungsstarke Rechner zur Verfügung stehen. Je teurer solche Geräte sind, umso weniger Universitäten sind in der Lage, sie anzuschaffen. Entscheidend ist dabei, dass innovative Techniken und Analysemethoden frühzeitig zur Verfügung stehen und damit dem betreffenden Institut zu einem Vorsprung gegenüber seinen Konkurrenten verhelfen. Denn ein solcher „Wissensvorsprung“ erleichtert auch wieder die Einwerbung neuer Drittmittel. Die Fähigkeit einer wissenschaftlichen Einrichtung, Drittmittel einzuwerben, wird von vielen als ein wichtiger Indikator für die Leistungsfähigkeit, Reputation und Attraktivität eines Wissensmilieus angesehen. Denn die Höhe der Drittmittel beeinflusst auch die Ausstattung und Qualität von Bibliotheken, Labors und Rechenzentren und vor allem die Zahl der an einem Institut angebotenen Doktorandenstellen.

2.3. Immaterielle Rahmenbedingungen

Eine überdurchschnittlich gute personelle, finanzielle und materielle Ausstattung ist zwar eine wichtige Voraussetzung für die Attraktivität einer Universität, sie ist aber noch lange keine Garantie, dass herausragende wissenschaftliche Leistungen erbracht werden und dass Wissenschaftler bereit sind, sich für ihr Institut, ihre Doktoranden oder die Selbstverwaltung innerhalb der Universität überdurchschnittlich stark zu engagieren. Zu den immateriellen Rahmenbedingungen einer wissenschaftlichen Einrichtung gehören u.a.:

- ▷ die institutionellen Regeln und Organisationsstrukturen, unter denen die Akteure ihre Ziele zu verwirklichen versuchen;
- ▷ die Qualitätsstandards bei Berufungen, Habilitationen und Promotionen sowie in Forschung und Lehre;
- ▷ die Frage, mit welchen Methoden wissenschaftliche Leistungen evaluiert werden und ob die Universitätsleitung Respekt vor unterschiedlichen Fachkulturen hat;
- ▷ die Leitbilder des Rektorats für die Förderung des wissenschaftlichen Nachwuchses;
- ▷ die Einbindung von (Nachwuchs-)Wissenschaftlern in internationale Netzwerke;
- ▷ die informellen Erwartungen des sozialen Umfeldes an das Verhalten von Wissenschaftlern und Studierenden. Welche „Typen“ von Wissenschaftlern zählen in einem Milieu zu den Vorbildern?

Eine besonders wichtige, immaterielle Rahmenbedingung stellt die wissenschaftliche Reputation einer wissenschaftlichen Einrichtung dar, die teilweise aus den vorher genannten Elementen resultiert. Die Reputation kann maßgeblich dazu beitragen, herausragende Wissenschaftler und talentierte Studierende für einen Standort zu gewinnen. Im Rahmen der Reduktion von Komplexität werden herausragende, wissenschaftliche Leistungen einzelner Wissenschaftler häufig auf die Institution, den Ort oder das betreffende Milieu übertragen, an denen die Leistungen erbracht worden sind. Bei dieser Projektion von wissenschaftlicher Reputation auf Orte geht man aufgrund von Erfahrungen in der Vergangenheit davon aus, dass an diesen Orten Qualitätsmaßstäbe gelten und Forschungsbedingungen angeboten werden, die auch in Zukunft ein hohes Leistungsniveau erwarten lassen. Man vertraut selbst dann auf das wissenschaftliche Renommee von exzellenten Universitäten, Instituten und Wissensmilieus, wenn man den Großteil der dort tätigen Wissenschaftler gar nicht kennt.

Interessanterweise wirkt diese Projektion im Rahmen einer Rückkoppelung wieder auf die an einem Ort tätigen Wissenschaftler zurück. Wer beispielsweise bei einem berühmten Professor Doktorand oder Assistent war oder an eine exzellente Fakultät berufen wurde, hat ein bestimmtes soziales Kapital erworben und genießt eine Art Vertrauensvorschuss, der bei zukünftigen beruflichen Weichenstellungen eine wichtige Rolle spielen kann. Erfolgreiche Abschlüsse an renommierten Instituten oder Rufe an angesehenen wissenschaftlichen Einrichtungen gelten nicht nur als Indikator für bereits erbrachte wissenschaftliche Leistungen, sondern auch als ein Potential, das einem Kandidaten zugeschrieben wird. Die Zugehörigkeit zu einer prestigereichen wissenschaftlichen Einrichtung stellt für viele Wissenschaftler auch einen Teil ihrer persönlichen Identität und ihres Selbstwertgefühls dar.

2.4 Einflüsse aus der Politik und Wirtschaft

Neben den *wissenschaftsinternen* Einflussfaktoren wird das Wissensmilieu einer Universität auch durch *externe* Faktoren beeinflusst. Denn Universitäten agieren nicht in einem politischen, wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Vakuum, sondern sie sind in politische Machtstrukturen eingebunden. Die gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Strukturen der Hochschulregion beeinflussen die Arbeitsmarktchancen der Absolventen. Großräumig wirksame politische Rahmenbedingungen (Kalter Krieg, Eiserner Vorhang) können die Mobilität und Karrieren von Wissenschaftlern fördern oder behindern. Die Urbanität, das kulturelle Angebot und die Lebensqualität des Hochschulstandorts tragen wesentlich zur Beliebtheit einer Universität und zur Größe ihres Einzugsgebiets bei. Die Stadtentwicklungspolitik eines Gemeinderats kann die Entwicklung einer Universität fördern

oder behindern. Und nicht zuletzt unterscheiden sich in Deutschland die einzelnen Bundesländer hinsichtlich ihrer Hochschulpolitik und der finanziellen Ressourcen, die den Hochschulen zur Verfügung gestellt werden.

Haben Stadtpolitik und Stadtverwaltung Verständnis für die speziellen Bedürfnisse wissenschaftlicher Einrichtungen und was tun sie, um die Qualität des Wissenschaftsstandorts zu erhöhen?⁷ Sind in den politischen Gremien des Universitätsstandorts auch Mitglieder der wissenschaftlichen Einrichtungen vertreten? Welche Rolle spielen die wissenschaftlichen Einrichtungen in den Wahlprogrammen der im Gemeinderat vertretenen Parteien? Wie gut funktioniert die Kommunikation zwischen der Stadtverwaltung und den wissenschaftlichen Einrichtungen, wenn es um größere Planungsvorhaben geht?

Obwohl die in einer Studie⁸ befragten Heidelberger Wissenschaftler der Natur- und Lebenswissenschaften die sehr teure Forschungsinfrastruktur und das hochkarätige Kontaktpotential – also die hohe Dichte und die räumliche Nähe von international herausragenden Wissenschaftlern verschiedener Disziplinen – als den größten Standort- und Wettbewerbsvorteil des Campus „Im Neuenheimer Feld“ bezeichnet haben, haben einzelne Mitglieder des Heidelberger Gemeinderats die Ansicht vertreten, dass persönliche face-to-face Kontakte im digitalen Zeitalter keine Rolle mehr spielen, weil Wissenschaftler heute vorwiegend digital kommunizieren würden. Deshalb könnten Institute ohne Nachteile leicht an andere, entfernte Standorte verlagert werden, wenn sie am bestehenden Standort keinen Erweiterungsmöglichkeiten mehr haben.⁹

Gemeindepolitiker, die nicht wissen, wie Spitzenwissenschaft funktioniert, welche Rahmenbedingungen sie benötigt oder welche wirtschaftliche und kulturelle Bedeutung die wissenschaftlichen Einrichtungen für ihre Stadt haben, können großen Schaden anrichten und – langfristig gesehen – die Wettbewerbsfähigkeit eines Universitätsstandorts gravierend beschädigen.

7 Erhebungen des Stifterverbandes der Deutschen Wissenschaft haben gezeigt, dass sich die deutschen Universitätsstandorte hinsichtlich der Frage, wie sehr sie von der Gemeindepolitik bei Infrastrukturvorhaben oder Imagekampagnen etc. unterstützt werden, sehr stark unterscheiden; vgl. *Stifterverband für die Deutsche Wissenschaft*, Wissensbasierte Stadtentwicklung. 16 Beispiele aus der Praxis, Essen 2011.

8 P. Meusburger, „Wissenschaftsstadt Heidelberg“. Analysen und Strategien, Heidelberg 2016; vgl.: http://www.heidelberg.de/site/Heidelberg_ROOT/get/params_E-1776788896/813915/Strategiepapier_Wissenschaftsstadt_2016-10-10_Dr_Peter_Meusburger.pdf [20.04.2017].

9 Diese Ansicht wurde u.a. bei der Bürgerversammlung zum geplanten Innovationspark Patton Barracks am 17.09.2015 im Stadtteil Kirchheim, bei der Sitzung des Heidelberger Stadtentwicklungs- und Verkehrsausschusses vom 14.09.2016, bei der Sitzung des Gemeinderats am 06.10.2016 und in einem Leserbrief einer Bezirksbeirätin in der Rhein-Neckar-Zeitung vom 21.06.2016 geäußert.

3. Auf welche Weise kann ein Wissensmilieu eine Wirkung auf Akteure ausüben?

Es ist zwar richtig, dass Denkprozesse überall stattfinden können, dass die Entstehung von originellen Ideen nicht an bestimmte Orte gebunden ist und kreative Prozesse eine lange Inkubationsphase haben können, so dass oft nicht eindeutig festzustellen ist, wo „der Funke übergesprungen“ ist; aber das lokal verfügbare Potenzial von Anregungs- und Ermöglichungsfaktoren (Gesprächspartner, Vorbilder, Kritiker, Qualität der Diskurse, finanzielle Ressourcen, Herausforderungen und Zwänge), die neues Denken auslösen, neue Forschungsfragen und Methoden anregen, kritisieren und verbessern können, sind räumlich ungleich verteilt.

Der institutionelle Kontext, in dem ein Nachwuchswissenschaftler tätig ist, kann entscheidend dafür sein, welche Forschungsthemen ihn interessieren, welche methodischen Kompetenzen er erwirbt, in welchen wissenschaftlichen Netzwerken er Aufnahme findet, wie umfassend seine Literaturkenntnisse sind, welche interessanten und ungelösten Probleme er wahrnimmt und ob er den Mut hat, gegen den Mainstream eines Faches zu argumentieren. Im Rahmen einer mehrjährigen Lehrer-Schüler Beziehung oder während einer gemeinsamen Doktorandenzeit an einem bestimmten Institut oder im täglichen Umgang mit Vorbildern und abschreckenden Beispielen werden bewusst oder unbewusst Einstellungen, Erwartungen, Bewertungen, Arbeitsweisen, Handlungsmuster und Rollenbilder übernommen und bestimmte theoretische Ansätze bevorzugt. An einigen Instituten haben Studierende und Nachwuchswissenschaftler die Chance, schon frühzeitig international herausragende Wissenschaftler aus dem In- und Ausland persönlich kennen zu lernen und in wichtige internationale Netzwerke oder Forschungsprojekte eingebunden zu werden; an anderen ist dies nicht der Fall.

Auch die Fragen, was die Schlüsselpersonen eines Instituts oder einer Fakultät als gesichertes Wissen, als akzeptable Methoden und als anzustrebende Publikationsform betrachten, und ob Nachwuchswissenschaftler mit ihren eigenen, originellen aber vielleicht noch unausgegorenen Ideen auf Zustimmung oder zumindest wohlwollende Kritik oder auf großen Widerstand und Unverständnis stoßen, wird je nach Institut sehr unterschiedlich zu beantworten sein. In diesen „kommunikativen Lebenswelten“¹⁰ entstehen gegenseitige soziale Beziehungen und Loyalitäten, aus denen sich Pfadabhängigkeiten entwickeln können.

10 Vgl. H. Knoblauch, *Kommunikationskultur. Die kommunikative Konstruktion kultureller Kontexte*, Berlin 1995.

Studierende und Nachwuchswissenschaftler agieren also in einem Feld vororganisierten Wissens. Nur wenige Studierende und Nachwuchswissenschaftler sind in der Lage, sich diesem Sozialisations- und Erwartungsdruck ihrer sozialen Umgebung zu entziehen.

Kreative Prozesse können weder geplant noch von oben „verordnet“ werden. Aus der Wissenschaftsgeschichte oder den (Auto-)Biographien von herausragenden Wissenschaftlern ist bekannt, dass der allergrößte Teil von bahnbrechenden Entdeckungen in der Forschung zufällig entstanden ist, sehr häufig bei spontanen, nicht geplanten Begegnungen mit Vertretern anderer Disziplinen oder anderer Denkrichtungen, manchmal auch bei Fehlversuchen im Labor. Selbst wenn die betreffenden Disziplinen hinsichtlich ihrer Forschungsfragen weit voneinander entfernt sind, können solche Begegnungen neue Assoziationen auslösen, zu neuen Analogieschlüssen führen, neue Finanzierungsquellen eröffnen und bisherige Denkstrukturen in Frage stellen. Die Wahrscheinlichkeit, zufällig mit hochkarätigen Wissenschaftlern verschiedenster Disziplinen persönlich in Kontakt treten zu können, ist aber nicht überall gleich groß, sondern konzentriert sich auf eine kleine Zahl von Orten, die ein hohes und thematisch stark differenziertes Kontaktpotential aufweisen.

Ein Wissensmilieu darf jedoch nicht als unabhängige Variable aufgefasst werden, die in einer direkten Ursache-Wirkung-Beziehung auf alle Akteure eine bestimmte Wirkung ausübt. Sondern ein Wissensmilieu ist ein lokal verfügbares Potenzial oder ein lokales Angebot von Ressourcen, Geräten, Anregungen, Chancen, unterstützenden Netzwerken, Herausforderungen, Widerständen und Risiken, das von verschiedenen Akteuren unterschiedlich wahrgenommen, bewertet und genutzt wird, aber auch ignoriert werden kann.

Entscheidend sind die Prozesse der Interaktion und Aneignung. Es kommt also immer darauf an, ob Akteure vorhanden sind, die in der Lage und willens sind, sich das lokal angebotene Potenzial anzueignen. Je nach seinen Zielen, seinen kognitiven Fähigkeiten, seinem fachlichen Vorwissen, seiner Motivation und seinen sozialen Beziehungen wird ein Akteur in einem lokalen Wissensmilieu, in dem er beispielsweise als Student, Doktorand oder Nachwuchswissenschaftler arbeitet, für sich selbst sehr unterschiedliche Vorbilder finden, selektiv unterschiedliche Anregungen aufnehmen, aus seinen Erfahrungen unterschiedliche Lehren ziehen, aber auch mit Hindernissen und Benachteiligungen unterschiedlich umgehen. Es muss also stets unterschieden werden, zwischen dem Potenzial eines Wissensmilieus und der Frage, wie dieses genutzt wurde und welche Leistungen tatsächlich in ihm erbracht worden sind.

4. Wie kann man die Wirkung eines Wissensmilieus auf Forschungs- und Lernprozesse erfassen?

Im Prinzip kann man mindestens drei verschiedene, methodische Vorgehensweisen unterscheiden, die sich gegenseitig ergänzen. Beim ersten Ansatz kann man wissenschaftliche Einrichtungen oder Wissenschaftsstandorte darauf hin untersuchen, welche wissenschaftlichen Leistungen oder welche beruflichen Erfolge ihre Wissenschaftler oder Absolventen in einem bestimmten Zeitraum erzielt haben. Bei dieser Vorgehensweise, die vorwiegend auf der strukturellen Ebene eingesetzt wird, werden also aufgrund von Resultaten Rückschlüsse auf die Qualität des Wissensmilieus gezogen, ohne dass die Black Box der Ursachen und Beziehungen aufgelöst wird.

Abbildung 1 belegt, dass ehemalige Doktoranden und Assistenten des Heidelberger Chemikers Robert Bunsen (1811-1899) in ganz Europa auf zahlreiche Professuren der Chemie berufen worden sind. Auch in den USA haben Bunsen-Schüler an mehreren Universitäten wichtige Professuren der Chemie besetzt und auch in Chemiekonzernen (z.B. Dupont) Leitungsfunktionen übernommen. Aus diesen beeindruckenden Erfolgen der Bunsen-Schüler kann man schließen, dass es am Institut von Bunsen ein herausragendes Wissensmilieu gegeben haben muss und dass Bunsen damals ein Machtzentrum der deutschen Chemie dargestellt hat, ein Umstand, der seinen Schülern bei Berufungsverfahren sicherlich geholfen hat.

Weitere Belege für die Qualität und Wirkungen eines Wissensmilieus kann man erbringen, indem man untersucht, wie viele Dozenten (Promovierte) eines Instituts innerhalb eines bestimmten Zeitraums auf eine Professur einer anderen Universität wegberufen worden sind, wie sehr ein Institut in seiner Disziplin das Gutachterwesen von Zeitschriften und Berufungsverfahren dominiert hat, wie sich die von einem Institut ausgehenden neuen Ideen und Methoden verbreitet haben oder welche wissenschaftlichen Auszeichnungen (z.B. Nobelpreise) die Mitglieder einer wissenschaftlichen Einrichtung erhalten haben.

Bei der zweiten Vorgehensweise werden die lokalen, nationalen und internationalen Interaktionen und Netzwerke der an einem Standort tätigen Wissenschaftler untersucht. Diese Interaktionen kann man einerseits durch eine Analyse von persönlichen Freundschaften und Netzwerken untersuchen, wie es etwa in der Publikation von Meusburger und Schuch¹¹ am Beispiel der sehr engen persönlichen Beziehungen und der gegenseitigen Unterstützung der Heidelberger Naturwissen-

11 P. Meusburger/T. Schuch, Karrieren, soziale Herkunft und räumliche Mobilität der Heidelberger Professoren 1803-1932, in: E. Demm/J. Suchoptes (Hrsg.), Akademische Lebenswelten. Habitus und Sozialprofil von Gelehrten im 19. und 20. Jahrhundert, Frankfurt a. M. 2010, S. 217-249.

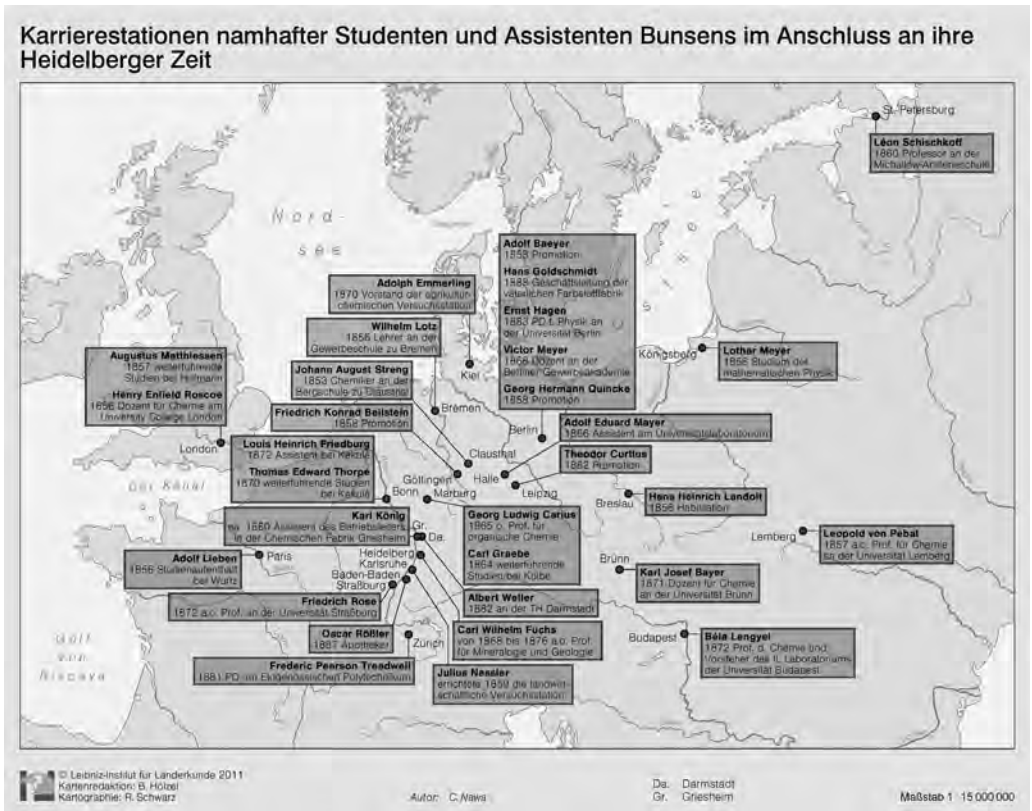


Abb.: Arbeitsorte der Schüler und Assistenten von Robert Bunsen in Europa nachdem sie Heidelberg verlassen hatten, aus: *W. Eckart / K. Hübner / C. Nawa*, Aufschwung der Naturwissenschaften – Bunsen, Kirchhoff und Helmholtz, in: *P. Meusburger / T. Schuch* (s. A 12), S. 98, 2011; © Rektorat der Universität Heidelberg.

schaftler Bunsen, Kirchhoff, Helmholtz, Hesse und Königsberger versucht worden ist. Demm¹² hat die Verbindungen im Schülerkreis um Alfred Weber untersucht und Lepsius¹³ hat die Heidelberger Diskussionskreise um Max, Marianne und Alfred Weber, Stefan George, Henry Thode und Hans Walter Gruhle sowie den „Janus-Kreis“ und den „Eranos-Kreis“ analysiert. Diese Kreise haben zu Beginn des 20. Jahrhunderts das intellektuelle Milieu der Universität Heidelberg für viele Jahre maßgeblich geprägt und viel zur Reputation von Heidelberg beigetragen, ein welt-

12 *E. Demm*, Alfred Weber und sein Schülerkreis, in: *P. Meusburger / T. Schuch* (Hrsg.), *Wissenschafts-atlas der Universität Heidelberg*, Knittlingen 2011, S. 114-115.

13 *R. Lepsius*, Intellektuelle Kreise in Heidelberg zu Beginn des 20. Jahrhunderts, in: *P. Meusburger / T. Schuch* (s. A 12), S. 212-213.

offenes, geistiges Zentrum Deutschlands zu sein. Man könnte natürlich auch die Frage stellen, warum bestimmte herausragende Wissenschaftler nicht zu diesen Kreisen eingeladen worden sind. Auch bei dieser zweiten Vorgehensweise werden von nachweisbaren sozialen Verflechtungen Rückschlüsse auf den Wissenstransfer zwischen verschiedenen Personen und Institutionen gezogen.

Bei der dritten Methode versucht man, die von den Wissenschaftlern subjektiv empfundenen Erfahrungen und ihre persönlichen Bewertungen des Umfeldes zu erfassen. Dabei stützt man sich auf Interviews, Autobiographien, Briefverkehr, Sitzungsprotokolle, Gutachten und Berichte aus dem sozialen Umfeld der Wissenschaftler. In solchen Interviews und Dokumenten kann man viel über den Verlauf von Promotions-, Habilitations- und Berufungsverfahren, über die Qualität der Betreuung von Doktoranden, über universitätsinterne Konflikte, Vorurteile und Einstellungen der Professoren, das gesellschaftliche Leben am Universitätsstandort, und vieles andere erfahren. Mit dieser Methode versucht man, die Einflüsse und Weichenstellungen zu rekonstruieren, welche in den verschiedenen Karrierephasen eines Wissenschaftlers seine wissenschaftliche Entwicklung, Aspirationen, Forschungsinteressen und Methodenkenntnisse geprägt und die berufliche Laufbahn und regionale Mobilität positiv oder negativ beeinflusst haben. Bei dieser Vorgehensweise werden die Strukturzusammenhänge quasi durch das Bewusstsein der Beteiligten hindurch verfolgt. Dieser dritte Ansatz hat in der Wissenschaftsgeschichte und der Prosopographie schon eine relativ lange Tradition, er wurde aber bisher nur selten zur Beschreibung von lokalen Wissensmilieus herangezogen.

5. Zusammenfassung und Ausblick

Während die zeitliche Dimension wissenschaftlicher Praxis schon lange das Interesse der Wissenschaftsgeschichte genießt, ist die räumliche Dimension von Forschungsprozessen, wissenschaftlichen Leistungen und Karrieren erst in den letzten zwei Jahrzehnten des 20. Jahrhunderts zu einem Gegenstand der Forschung geworden. Die wissenschaftlichen Herausforderungen der *Geography of Science* liegen in der Erfassung und in der Bewertung von Einflussfaktoren und systemischen Interdependenzen, die ein bestimmtes Wissensmilieu prägen, sowie in der Analyse der Attraktivität und der Auswirkungen von Wissensmilieus. Wie kann man die Wirkung eines Wissensmilieus erklären, ohne in einen Determinismus zu verfallen? Viele Bewertungen können nur subjektiv aus der Sicht der betroffenen Wissenschaftler vorgenommen werden.

AUTORINNEN / AUTOREN

Prof. Dr.-Ing. Helmut Bott

Architekturstudium mit Schwerpunkt Städtebau, TU Darmstadt; Promotion bei Tom Sieverts und Helmut Böhme; 1985 Professor an der FH Köln; 1997-2015 Institutsdirektor am Städtebau-Institut der Universität Stuttgart, Fakultät Architektur und Stadtplanung; seit 1999 Mitglied im Direktorium des Internationalen Zentrums für Kultur- und Technikforschung IZKT der Universität Stuttgart.

Dipl.-Ing. Rainer Bruha

1991-2005 Bürgermeister für Bauwesen bzw. Dezernent für Stadtentwicklung in Freiberg/Sachsen; bis 2016 Zweiter Vorsitzender der Arbeitsgemeinschaft Die alte Stadt bzw. Forum Stadt.

Dipl.-Ing. Annette Friedrich

Seit 2004 Amtsleiterin des Stadtplanungsamtes Heidelberg; bis 2003 stellv. Amtsleiterin im Stadtplanungsamt Dresden; 2003 Lehrauftrag an der Architekturfakultät der TU Dresden; 2007-2009 Lehrauftrag an der SRH Hochschule Heidelberg (School of Engineering and Architecture); Mitglied zahlreicher Juries und Preisgerichtsverfahren.

Dr. Clemens Kieser

Studium der Kunstgeschichte, Geschichte und Allgemeinen Rhetorik in Tübingen, Leeds und Hamburg; seit 1996 in der staatlichen Denkmalpflege von Baden-Württemberg tätig.

Prof. Dr. Hans-Rudolf Meier

Professor für Denkmalpflege und Baugeschichte an der Bauhaus-Universität Weimar, davor Professor für Denkmalkunde und angewandte Bau-forschung an der TU Dresden und Leiter des

Masterstudiengangs Denkmalpflege und Stadtentwicklung. Erster Vorsitzender des Arbeitskreises Theorie und Lehre der Denkmalpflege; Mitglied im Redaktionskollegium Forum Stadt.

Dr. Melanie Mertens

Studium der Kunstgeschichte, Betriebswirtschaftslehre und Publizistik in München (LMU) und Berlin (FU); Promotion 1999 über Berliner Barockpaläste; seit 2000 am Landesdenkmalamt Baden-Württemberg in der Denkmalerfassung tätig; Bearbeiterin des Dehio-Handbuchs der Deutschen Kunstdenkmäler.

Prof. Dr. Dr. h.c. Peter Meusburger

Studium, Promotion und Habilitation an der Universität Innsbruck; 1983-2007 Professor für Wirtschafts- und Sozialgeographie und Direktor des Geographischen Instituts der Universität Heidelberg. Seit April 2007 Distinguished Senior Professor der Universität Heidelberg. Forschungsschwerpunkte: Geographie des Bildungswesens, geography of science, Wissen und Macht, Mobilität von Wissen, schulische Situation von Minderheiten; Herausgeber der Reihe „Knowledge and Space“.

Dott. Mag. Piero Sassi

Studium der Architektur und Urbanistik an der Università degli Studi di Ferrara und der KASB Kopenhagen; seit 2013 wiss. Mitarbeiter an der Bauhaus-Universität Weimar und Koordinator des Netzwerkes UEDXX (Urbanism of European Dictatorships during the XXth Century Scientific Network); seit 2014 Mitarbeiter in dem von der DFG geforderten Forschungsprojekt „Städtebau unter Franco und Salazar – Stadtproduktion iberischer Diktaturen im europäischen Kontext“.

BESPRECHUNGEN

DETLEF DÖRING (Hrsg.), *Geschichte der Stadt Leipzig, Bd. 2: Von der Reformation bis zum Wiener Kongress*, Leipzig: Universitätsverlag 2016, 421 Abb., 1.039 S., 49,- €.

In Fortsetzung der vierbändigen „Geschichte der Stadt Leipzig“ erschien nach dem ersten von Enno Bünz herausgegebenen Band (vgl. *Forum Stadt* 4/2016, S. 424 ff.), der den Zeitraum von der Reformation bis zum Wiener Kongress umfassende zweite. Das Gesamtwerk sollte bereits 2015 zum Jahrestag der Ersterwähnung der Stadt vor tausend Jahren erscheinen. Die Vorlage des umfangreichen Werkes verzögerte sich jedoch aus vielerlei Gründen. Nicht zuletzt, weil einer der Herausgeber, Detlef Döring, Professor für Wissenschafts- und Universitätsgeschichte an der Universität Leipzig und Autor zahlreicher Bücher über die Stadt- und Universitätsgeschichte, während der vorbereitenden Arbeiten verstarb. Von ihm stammen die Konzeption des vorliegenden Bandes und einige Texte. Die Herausgabe setzten Uwe John und Henning Steinführer in Dörings Sinne mit Erfolg fort.

Im Aufbau unterscheidet sich der zweite Band wohltuend vom ersten dadurch, dass das erste Kapitel einen Gesamtüberblick über die Grundzüge der städtischen Entwicklung in der Frühen Neuzeit gibt. Hierbei wird an den ersten Band mit der Einführung der Reformation 1539 angeschlossen. Döring war sich dabei bewusst, dass die Reformation als Zäsur der Geschichte zwischen Mittelalter und Neuzeit nur eine Hilfskonstruktion sei, ohne die eine praktikable Geschichtsschreibung nicht möglich wäre. Vieles, was wir in diesem Jahr als Reformation feiern, war bereits im 15. Jahrhundert angelegt, „stand in Kontinuität zu spätmittelalterlichen Entwicklungen. Der noch weitere Dimensionen erfass-



sende Blick wird überhaupt erkennen, dass sich die protestantischen Welt- und Lebensformen nicht im radikalen Bruch zum ‚Mittelalter‘ herausbildeten, sondern in neuem Gewande auch Überkommenes fortführten“. (S. 19; vgl. hierzu auch Jacques Le Goff, *Geschichte ohne Epochen?*, Darmstadt 2016).

Zu Beginn des 16. Jahrhunderts zählte die Stadt nicht mehr als 10.000 Einwohner, die heutige Kleinstadt Annaberg dagegen etwa 2.000 Einwohner mehr. (Klaus Kratzsch, *Bergstädte des Erzgebirges*, München 1972, S. 19 ff.) Der Aufstieg zu einer der führenden Handels- und Messeplätze im Deutschen Reich vollzog sich nicht zuletzt dank der günstigen Lage im Netz überregional bedeutender Straßen, der frühen landesherrschaftlichen Förderung und schließlich der Messeprivilegien durch Kaiser Maximilian 1497 und 1507. Letztere sollten die wirtschaftliche Entwicklung so bedeutender Städte wie Magdeburg, Halle und Erfurt im Umkreis von 15 Meilen (etwa 115 km) nachhaltig beeinträchtigen und Leipzig als einen der wichtigsten Messestandorte im Deutschen Reich etablieren. Dass die Stadt aber auch zu einem führenden Ort der Kultur,

insbesondere der Bildung, Wissenschaft, Musik und Literatur werden konnte, dankt sie einem durch „Wirtschaftsgeist, Ideen und Kultur geprägtem Klima“. Der „bewegliche Bürgergeist“ stand zunehmend in Gegensatz zu Dresden, dem Sitz des Landesherrn mit dem durch Konventionen geprägten Hof (S. 106).

Die folgenden Teile befassen sich mit den internen Verhältnissen der Stadt, Wirtschaft und Gesellschaft, Stadt und Kirche, Universität und Bildung, dem kulturellen Leben, dem Alltag in der Stadt, Architektur und Stadtbild und schließlich der Völkerschlacht 1813. Ein umfangreicher Teil widmet sich – wie bereits im ersten Band – den Dörfern im späteren Stadtgebiet. Alle Beiträge zeichnen sich durch präzise und gut lesbare Ausführungen von jeweils unterschiedlichen Autorinnen und Autoren aus und werden – wie in einer durch die Universität unterstützten Publikation nicht anders zu erwarten – genauestens belegt. Der Anhang umfasst nicht weniger als 200 Seiten!

Interessant für den Rezensenten sind die Ausführungen, die es ermöglichen, auch Wurzeln heutiger Entwicklungslinien zu erkennen. Hinzuweisen ist auf die frühe Entwicklung des Buchdrucks im Zusammenhang mit der Universität und der grafischen Künste, die die Stadt zu einer der wichtigsten Städte des Buchwesens im Kaiserreich werden ließen. Dazu gehört aber auch die Abneigung gegenüber den bildenden Künsten, sofern diese nicht „Programmkunst“ im Dienste der Reformation oder der Reputation des sich emanzipierenden Bürgertums war. Im Gegensatz zum sinnenfrohen Dresden konnte sich die farbenfrohe Malerei des frivolen Rokoko oder des Impressionismus nicht wirklich entwickeln. Die inhaltsschwere „Denkmalerie“ eines Max Klingers oder der sog. Leipziger Schule bis zu Neo Rauch findet hierin wohl ihre Begründung und Akzeptanz.

Wie im ersten Band wird die Aufmerksamkeit schlaglichtartig auf Besonderheiten oder Begebenheiten gelenkt, darunter das Schicksal des recht erfolgreichen, nach einer Reihe von Unregelmäßigkeiten zu Festungshaft verurteilten

Bürgermeisters Romanus (S. 160 ff.) oder den Skandal um das die sittlichen Zustände in Leipzig bloßstellenden Buches „Leipzig im Taumel“ (S. 504 ff.). Nebenbei erfährt der Leser, dass sozialpolitische Überlegungen bei der Preisgestaltung im öffentlichen Personennahverkehr keine neue Erfindung sind, sondern im 18. Jahrhundert gelebte Praxis waren. So gab es eine Vorschrift des Rates an die Sänftenträger, „gegen geringere Bezahlung gebrechliche Personen und Kranke zu Kirchen und Spitalern zu befördern“ (S. 589).

Nur geringe Beachtung wird der Physiognomie der Stadt geschenkt: zum einen der Topografie, die sich allerdings seit dem Mittelalter nur wenig verändert haben dürfte, zum anderen der durch bauliche Maßnahmen veränderten Parzellenstruktur (die unten genannten Durchhäuser wären ohne die Zusammenlegung mehrerer Grundstücke sicher nicht möglich gewesen). Desiderat bleiben auch Existenz und Wirkung kommunaler bauordnungs- und brandschutzrechtlicher Bestimmungen, wie es diese in fast allen Städten, darunter auch in Dresden, gab (vgl. hierzu Richard Brauer, *Bauvorschriften in Alt-Leipzig und Dresden aus der Reformationszeit*, Leipzig 1911 sowie Lutz Ubehaun, *Der Stadt Leipzig allerley Ordnungen 1544, 1989*).

Noch problematischer erscheint dem Rezensenten die Geringschätzung der Architektur als einer der wichtigsten Zeugnisse der Sachkultur, auch dann, wenn in Leipzig nur wenige frühneuzeitliche Gebäude erhalten sind. Doris Mundus schreibt, dass „Leipzig zwischen der Mitte des 16. und dem Ausgang des 17. Jahrhunderts kaum bauliche Veränderungen“ erfahren habe (S. 595). Das steht jedoch im Gegensatz zu den Ausführungen von Alberto Schwartz „Architektur und Stadtbild“ (S. 685 ff.). Tatsächlich hat Leipzig gerade in der Renaissance durch noch heute prägende Bauten wie dem (Alten) Rathaus, und der (Alten) Waage sowie dem nicht mehr bestehenden Kornhaus von Hieronymus Lotter, einem der bedeutendsten Baumeister der Zeit, sowie zahlreiche Bürgerhäuser ein modernes Gesicht erhalten (S. 693 ff.). Auch eine Besonderheit der Leipziger Barockarchitektur in Abweichung

vom höfischen Barock in Dresden (schon 1928 von Nikolaus Pevsner in seiner grandiosen Dissertation beschrieben; Reprint Leipzig 1990), findet über die Beschreibung einzelner Bauten und die stilistische Einordnung hinaus nur unzureichende Würdigung. Weshalb sich in Leipzig eine recht plastische Ausbildung der Fassaden mittels Erker und üppigem Schmuckwerk im Gegensatz zur barock-klassizistischen Ausrichtung in Dresden entwickeln konnte, wird nicht erklärt: Wie weit reichte der Einfluss der kursächsischen Baubeamten oder gab es Auseinandersetzungen mit diesen? Auch eine spezielle Form der Kaufmannshäuser, die sog. Durchhäuser, d.h. „passagenartig verbundene, durch Flügelbauten in der Tiefe erschlossene Privathäuser“, die Johann Friedrich Geist in seinem Standardwerk über die Passagen des 19. Jahrhunderts als eine frühe Form dieses scheinbar neuartigen Bautyps identifiziert, bleibt unberücksichtigt (J.F. Geist, *Passagen, Ein Bautyp des 19. Jahrhunderts*. München 1979; vgl. auch Wolfgang Hockquél, *Die Architektur der Leipziger Messe*, Berlin 1994, mit einer Würdigung dieser bautypologischen Eigenheit). Der aus dem spätmittelalterlichen Frankfurt am Main kommende Goethe schwärmte von den „himmelhoch umbauten Hofräumen“. Die heutigen Passagen gehen teilweise auf diese Durchhäuser zurück und zählen heute zu den Charakteristika des Stadtbildes. Mit Barthels Hof ist eines dieser barocken Durchgangshäuser glücklicherweise erhalten geblieben und vor kurzem restauriert worden.

Unklar ist, warum der demografischen Entwicklung nur wenig Aufmerksamkeit gewidmet wird, ließe sich gerade daran die Entwicklung – Fortschritt und Rückschläge eingeschlossen – ablesen. Es gibt nur verstreute Hinweise: Auf Seite 17 schreibt Döring über den Bevölkerungsanstieg, von Mitte des 16. bis zum 18. Jahrhundert hätte sich die Bevölkerungszahl von 10.000 Einwohnern auf 30.000 erhöht. Dazwischen gab es zahlreiche historische Ereignisse, die ein Auf und Ab der Bevölkerungszahlen erwarten lassen. Angesichts der überlieferten Ratsdokumente müsste eine weitergehende Statistik der Bevöl-

kerungsentwicklung möglich sein. Für die Dörfer im Leipziger Umland hat Markus Cottin eine Bevölkerungsstatistik aus den Kirchenbüchern vom ausgehenden 18. Jahrhundert bis 1815 minutiös entwickelt und kommt trotz der Ungenauigkeiten bei den Eintragungen zu einer recht plausiblen Einschätzung. Hoffen wir, dass das auch für die Kernstadt nachgeholt wird.

Trotz dieser Einwände wird sich die „Geschichte der Stadt Leipzig“ als Standardwerk erweisen, wenn das Gesamtwerk vorliegt. Zu hoffen ist, dass es bald wieder einen Jahrestag zu feiern gäbe – Anlass für eine revidierte Neuauflage.

Dieter-J. Mehlhorn, Kiel

VERA DENZER, ANDREAS DIX, HAIK THOMAS PORADA (Hrsg.), Leipzig. Eine landeskundliche Bestandsaufnahme im Raum Leipzig (Landschaften in Deutschland, Bd. 78), Köln: Böhlau 2015, 302 Abb., 2 Karten, 463 S., 29,90 €.

Das Leibniz-Institut für Länderkunde e.V. (IfL) und die Sächsische Akademie der Wissenschaften zu Leipzig legten gemeinsam zur 1000-Jahrfeier der Ersterwähnung von Leipzig 2015 das seit 1957 in Planung befindliche, aber nie ausgeführte Werk der Öffentlichkeit vor. Die Stadt Leipzig ist heute wieder eine dynamische Großstadt mit über 550.000 Einwohnern. Sie ist als Messe- und Universitätsstadt, als Verkehrsknotenpunkt und Standort großer Industrieunternehmen ein wichtiges wirtschaftliches Zentrum des Freistaats Sachsen. Die Stadtlandschaft Leipzig ist durch die zahlreichen Eingemeindungen auf 297 km² mit einem entsprechend vielgestaltigen Landschaftsbild angewachsen. Der vorliegende Band will durch die von 21 Autoren verfassten Texte einen Überblick und Einstieg in die vielfältigen Prozesse geben, die zum heutigen Bild der Stadt geführt haben. Die syste-

matisch strukturierten Informationen über das gesamte Stadtbild sollen den Leser einladen, sich das städtische Umfeld selbst zu erschließen. Sie sollen auch ein Hilfsmittel sein, um die oft unscheinbaren Strukturen kennenzulernen.

Der Band beginnt mit einem „landeskundlichen Überblick“, der vom Naturraum und der Landschaft ausgeht. Dabei werden alle Teilgebiete ausgehend von der Oberflächenformung und Raumgliederung über die erdgeschichtliche Entwicklung, Geologie, Bodengeographie, Klima, hydrogeographischen Verhältnisse, Landnutzung bis hin zu Flora und Fauna und heute natürlich auch dem Naturschutz in der Stadt erfasst. Ob dabei der Fuchs in die Stadt gehört, kann man unterschiedlich betrachten. Eine Darstellung des städtischen Raums, der Bevölkerung und Wirtschaft schließt sich an.

In dem nachfolgenden Abschnitt wird die Ur- und Frühgeschichte mit der Siedlungsgeschichte des Raums auf der frühsaalezeitlichen Steinsohle vor ca. 280.000 Jahren bis ins spätere Mittelalter abgehandelt. Dabei wird der Text durch Karten der neolithischen Funde, der Funde von der Bronzezeit bis in die Völkerwanderungszeit und der Ortsnamen und ihrer Herleitung ergänzt. Auch der sich anschließende „geschichtliche Überblick“ wird durch Karten der Stadt um 1500, der Freidörfer vom Spätmittelalter bis zur frühen Neuzeit und der Stadtentwicklung im zweiten Drittel des 19. Jahrhunderts näher erläutert. Der Überblick fasst die Geschichte der Stadt und ihrer Entwicklung von der Ersterwähnung 1015 bis 1990 prägnant zusammen. Ein weiterer Abschnitt widmet sich den Veränderungen nach der Wiedervereinigung im Zeitraum 1990 bis 2013. Die beiden Tabellen über die Beschäftigten nach Wirtschaftsbereichen 1989-2012 und die Bevölkerungsveränderungen zwischen 1991 und 2013 zeigen die Entwicklungen in diesem Zeitraum deutlich. In den folgenden Einzeldarstellungen werden in der Buchstabenabfolge A bis L das Zentrum, die inneren und äußeren Vorstädte und die Stadtbezirke Nordwest, Nord, Nordost, Ost, Südost, Süd, Südwest, West und Alt-West im Einzelnen vorgestellt. Am Anfang steht je-



weils ein Satellitenbild, das einen trefflichen Eindruck des jeweiligen Stadtbezirks ermöglicht. Beim Zentrum wird die Stadtentwicklung nochmals zusammengefasst und durch eine Darstellung des Leipziger Rauchwarenhandels ergänzt. Im fließenden Text wird dabei auf einzelne herausgehobene Abbildungen hingewiesen. In der Folge werden in der Abfolge der Baustile von der Romanik bis zu Gegenwart die bedeutenden Bauwerke des Viertels beschrieben und durch eine Abbildung verdeutlicht.

Eine Karte stellt mit ergänzender Beschreibung das Schulwesen der Stadt mit dem Schwerpunkt auf die Jahre 2004/2005-2013/2014 vor. In gleicher Weise werden auch die einzelnen Stadtbezirke untersucht und dem Leser vorgestellt, was den größten Teil des Bandes darstellt. Im umfangreichen Anhang stehen neben dem Abkürzungsverzeichnis das Autoren- und Abbildungsverzeichnis, die Quellen und die Literatur sowie das ausführliche Register, das eine gute Nutzung des Werkes ermöglicht. Herausgeber und Wissenschaftlicher Beirat der Reihe „Landschaften in Deutschland“ haben nicht nur dem vorliegenden Band ein neues Format gegeben und eine neue Gestaltung entwickelt, um jüngere Leser- und Nutzerkreise zu gewinnen, sondern auch den Band erstmals als E-Book erscheinen lassen. Ein Online-Auftritt „Landschaften-in-Deutschland.de“ wird das Informationsangebot über die gedruckten Bände der Reihe hinaus in

Zukunft erweitern. Dabei sollen die multimedial aufbereiteten Informationen mit interaktiven Karten die künftige Kommunikation zwischen Autoren und Lesern vertiefen und erweitern. Der Band, das E-Book und die Webseite sind auf verschiedene Weise miteinander verlinkt, was eine umfangreiche Erweiterung des Bandes mit sich bringt. Doch wird dabei die Frage unbeantwortet gelassen, wie diese hervorragende Ergänzung des Bandes über die Zeiten hinweg, also in 40, 80 oder gar 120 Jahren aussehen soll oder ob dieses Zusammenspiel irgendwann wie eine Glühbirne abgeschaltet wird. Da das aber über die Lebens- und vor allem auch Kaufzeit der jetzt Lesenden und Kaufenden hinausführt, ist das Anschneiden dieser mit der Nutzung der EDV verbundenen Fragen eigentlich unanständig. Doch ein Buch von 1750 kann der Leser heute noch in gleicher Weise wie damals benutzen, was helfen aber herausragende Konstrukte der Erweiterung und

Ergänzung durch die EDV, wenn keine Gedankenspiele erläutern, wie sich dieses auch im Jahre 2250 verhalten soll. Lassen wir aber diese angestoßene Zukunftsmusik, die leider keine klare Linie hat, einmal beiseite: der vorgelegte Band zu einem passablen Preis ist eine umfassende Darstellung der Geschichte und Entwicklung der Stadt Leipzig und ein in sich rundes und abgeschlossenes Werk, das in keinem Augenblick der Benutzung langweilig oder auf Fragen antwortlos bleibt. Der Band entspricht der hohen Wertigkeit der bisher in der Reihe des Werks erschienenen Abhandlungen. Im Unterschied zu vielen anderen Bänden der Reihe hat der vorliegende Band auch eine klare, eindeutige Abgrenzung in Form der Leipziger Markungsgrenze. Jedem an der Stadt Leipzig Interessierten ist zum Kauf des Bandes zu raten.

Immo B. Eberl, Ellwangen / Tübingen



HOCHWACHT - STIPENDIUM

ZU BAUHISTORISCHER FORSCHUNG

DIE AUSSCHREIBUNG

Die ZukunftsStiftung Heinz Weiler mit Sitz in Esslingen am Neckar schreibt gemeinsam mit dem Kulturamt der Stadt Esslingen erstmals ein Stipendium zu bauhistorischer Forschung aus, mit dem Ziel, angehenden Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern Raum zur konzentrierten Forschung zu bieten und gleichzeitig Publikationen zu fördern, die sich mit den verschiedensten Aspekten der Stadtgeschichte Esslingens befassen.

DAS STIPENDIUM

Zur Bewerbung um das Hochwacht-Stipendium aufgefordert ist der wissenschaftliche Nachwuchs an deutschsprachigen Hochschulen mit einem Interessenschwerpunkt auf den Gebieten Architekturgeschichte, Denkmal- und Bauforschung, Restaurierung, Mittelalterarchäologie, Stadtforschung, Kunstgeschichte oder verwandten Forschungsgebieten. Das Stipendium kann für freie oder universitäre Publikationsprojekte vergeben werden. Ausschlaggebend ist die Publikationsabsicht. Der thematische Bezug zur Stadt Esslingen muss erkennbar sein.

Für die Dauer von 6 Monaten – beginnend am 1. Mai und endend am 31. Oktober 2018 – bietet die ZukunftsStiftung gemeinsam

mit der Stadt Esslingen u.a. die Nutzung eines freien Wohnatelierts in der Hochwacht Esslingen und einen Unterhaltszuschuss von monatlich 1.500 €.

DIE BEWERBUNG

Zur Bewerbung einzureichen ist eine elektronische Datei mit einer kurzen Projektskizze von max. 2 DIN-A4-Seiten, das ausgefüllte Formblatt, eine Kurzbiographie und ggf. eine Publikationsliste, bei Studienarbeiten ein gutachterliches Begleitschreiben. Infos unter: www.zukunftsstiftung.de

Die Bewerbungsunterlagen müssen bis spätestens 15.11.2017 beim Kulturamt der Stadt Esslingen eingegangen sein: hochwacht@esslingen.de

Über die Vergabe des Stipendiums entscheidet eine unabhängige, fachlich qualifizierte Jury vor Ablauf des Jahres 2017.

BEI FRAGEN

Bitte wenden Sie sich jederzeit an den Leiter des Kulturamtes der Stadt Esslingen: benedikt.stegmayer@esslingen.de oder an die Geschäftsstelle der ZukunftsStiftung Heinz Weiler: tanja.iskander@esslingen.de





André Krischer (Hg.)
Stadtgeschichte

BASISTEXTE FRÜHE NEUZEIT – BAND 4

MIT BEITRÄGEN VON
 Otto Brunner, Peter Burke,
 Volker Press, Martin
 Dinges, Peter Blickle,
 Günther Lottes, Heinz-
 Gerhard Haupt, Rudolf
 Schlögl, Gerd Schwerhoff

2017
 260 Seiten mit 4 Abbildungen
 € 24,-
 978-3-515-10831-7 KART.

Stadtgeschichte ist ein zentraler Fokus der Frühneuezeitforschung. Ratsregiment, zünftische Wirtschaftsformen, Konflikte um bürgerliche Teilhabe am Politischen – all das verschaffte den Städten einen besonderen Status in einer Epoche, die durch eine Adels- und Fürstengesellschaft geprägt war. Was zeichnete Städte in dieser Zeit aus? Wie konnten sie sich als bürgerliche Welten in einer adligen Umwelt behaupten? Inwiefern haben sie sich aber auch angepasst und waren selbst ein Teil der vormodernen Ständegesellschaft? Solche Fragen standen bei den Historikern auf der Agenda, seitdem sich die Frühneuezeitforschung in den 1960er Jahren etabliert hat. Die Basistexte zur Stadtgeschichte bieten eine repräsentative Auswahl an Beiträgen, die dieses Forschungsfeld seitdem geprägt haben.

Christoph Bernhardt (Hg.)

**Städtische öffentliche Räume /
 Urban public spaces**

Planungen, Aneignungen, Aufstände
 1945–2015 / Planning, appropriation,
 rebellions 1945–2015

BEITRÄGE ZUR STADTGESCHICHTE UND
 URBANISIERUNGSFORSCHUNG – BAND 19

313 Seiten mit 54 Fotos und 27 Abbildungen
 € 59,-
 978-3-515-11594-0 GEBUNDEN
 978-3-515-11595-7 E-BOOK

Christian Rau

**Stadtverwaltung
 im Staatssozialismus**

Kommunalpolitik und Wohnungswesen
 in der DDR am Beispiel Leipzigs
 (1957–1989)

BEITRÄGE ZUR STADTGESCHICHTE UND
 URBANISIERUNGSFORSCHUNG – BAND 18

425 Seiten mit 17 Abbildungen und 19 Tabellen
 € 68,-
 978-3-515-11530-8 GEBUNDEN
 978-3-515-11532-2 E-BOOK



Franz Steiner
 Verlag

Hier bestellen:
www.steiner-verlag.de